April/Mai 2015 Nr. 3/2015 € 4,20 Österreich € 4,90 . Schweiz sFr 8,40 . Italien € 5,80 . BeNeLux € 4,90

4 195737 704201 03

Militär & Geschichte

Militär & Geschichte

BILDER ▪ TATSACHEN ▪ HINTERGRÜNDE

Henning v. Tresckow
Preußischer Offizier im Widerstand gegen Hitler

Tiere im Krieg
Was Hund, Pferd und Taube an der Front leisten

Bell UH-1
Harte Feuertaufe in Vietnam

Sturm auf Berlin
Gab es einen Wettlauf zwischen Amerikanern und Sowjets?

FALKLANDKRIEG 1982

Englands postkoloniales Abenteuer

LÜTTICH 1914

Wie die Deutschen die belgische Festung eroberten

TOTAL WAR™
ATTILA
EURE WELT WIRD BRENNEN
Packende Echtzeit-Schlachten mit tausenden von Kriegern.
Rundenbasiertes Management von Provinzen, Truppen, Stammbaum und Diplomatie.
Dynamisches Feuer und Verteidigungsanlagen für fesselnde Belagerungen.
USK ab 12 freigegeben
TOTAL WAR
JETZT ERHÄLTLICH
CREATIVE ASSEMBLY
PC
Mac
/TOTALWAR
WWW.TOTALWAR.COM
@TOTALWAR
SEGA®
www.sega.com
©SEGA. Creative Assembly, the Creative Assembly logo, Total War, Total War: Atilla and the Total War: Atilla logo are either registered trade marks or trade marks of The Creative Assembly Limited. SEGA and the SEGA logo are either registered trade marks or trade marks of SEGA Corporation. All rights reserved. Änderungen vorbehalten.

Abb.: picture-alliance (3), Cobatfor, Privatbesitz Uta v. Aretin

TITEL

8 **Beim Wettlauf nach Berlin** blieb die Rote Armee Sieger. Hätten die Amerikaner zuerst dort sein können?

34 **Der Falklandkrieg** war ein seltsam anachronistischer Feldzug der Briten. Und er gestaltete sich viel schwieriger als erwartet.

26 **Die Bell UH-1** entwickelte sich rasch zum Alleskönner – und überzeugte in Vietnam

22 **Henning v. Tresckow** war Offizier mit Leib und Seele. Zuletzt verfolgte er nur noch ein Ziel: Hitler muss sterben!

52 **Tiere im Krieg:** Seit Jahrtausenden sind sie an allen Fronten unverzichtbar.

4 KOLUMNE **Machtmensch Bismarck**
Gedanken über die exzentrische Persönlichkeit des „Eisernen Kanzlers“

6 PANORAMA **Wussten Sie, dass …, Die historische Zahl, Zitate**

8 TITEL **Im Zangengriff**
Ob Berlin von der US-Armee oder der Roten Armee erobert werden würde, schien lange offen. Doch letztlich gaben die Amerikaner dieses Wettrennen auf. Warum?

22 MENSCHEN & SCHICKSALE **Das Gewissen des Offiziers**
Henning v. Tresckows zentrale Rolle im militärischen Widerstand gegen Hitler

26 WAFFEN & TECHNIK **Hubschrauber mit Kultstatus**
Wie die legendäre Bell UH-1 entstand und in Vietnam ihre Feuertaufe erlebte

32 DOKUMENT **Tödlicher Übermut**
General Custers letzter Befehl vor der Indianerschlacht am Little Bighorn River

34 KRIEGE & SCHLACHTEN **Drama am Ende der Welt**
Warum Argentinier und Briten 1982 um die Falklandinseln Krieg führten

40 KRIEGE & SCHLACHTEN **Der misslungene Handstreich**
1914 eroberte das deutsche Heer die Festung Lüttich – unter hohen Opfern

48 STRATEGIE & TAKTIK **Ein Wald aus Lanzen**
Wie die griechische Phalanx die Kriegführung der Antike revolutionierte

52 SPEZIAL **Kameraden in Fell und Federn**
Pferde, Hunde und andere Tiere leisten im Krieg Unglaubliches – bis heute

56 VERBÄNDE UND EINHEITEN **Kampf für ein freies Polen**
Warum die „Polnischen Legionen“ 1914 an der Seite der Mittelmächte kämpften

62 SERVICE **Bücher, Ausstellungen, Militärhistorisches Stichwort**
Von den frühen Militärärzten bis zum Kriegsende in Deutschland 1945

64 EINST & JETZT **Wachdienst unter Linden**
Die Neue Wache in Berlin als Gedenkstätte für Kriegshelden und -opfer

Rubriken: Vorschau, Impressum Seite 66 ▸ Titelthema

Zum Titelbild: Im April/Mai 1945 stürmen Infanteristen der Roten Armee eine Straße in Berlin entlang. Vermutlich handelt es sich hierbei um eine gestellte Szene.

Dr. Guntram Schulze-Wegener
Herausgeber

Machtmensch Bismarck

Vor 200 Jahren, am 1. April 1815, kam Otto von Bismarck zur Welt. Er wurde zu jenem Mann, den der Dichter Theodor Fontane „die denkbar interessanteste Figur" seiner Zeit nannte. Generationen von Historikern haben sich an ihm abgearbeitet, ihn zu durchdringen und zu erklären versucht. Und ein Ende der Biografie-Flut ist nicht abzusehen, geht es doch letztlich um die brisante (hier nicht zu erörternde) Frage, ob sich mit Bismarck Fluch oder Segen in der deutschen Geschichte verbindet.

Eines ist sicher: In seinem Streben nach Macht lag Bismarcks markantester Wesenszug. Der preußische Ministerpräsident und Reichskanzler war der Kraft- und Tatmensch par excellence, der weder Blut noch Eisen scheute, um an sein Ziel zu gelangen. Wenn er seinen Willen mal nicht durchsetzen konnte, trat Bismarck unbeherrscht auf, nahm kurzfristig Urlaub oder zog, wenn alles nichts half, seinen stärksten Trumpf, indem er mit unverhohlenen Rücktrittsdrohungen operierte, die er seinen „Kabinettsrevolver" nannte. Er tyrannisierte das Umfeld mit seinen Eigenheiten ebenso wie er Freund und Feind mit genialen Ideen und diplomatischen Taschenspielertricks einfing.

Zu Bismarcks Extravaganzen gehörte auch seine zur Schau gestellte Vorliebe für das Militär: Obwohl er nur als Einjährig-Freiwilliger gedient hatte, trat der Ministerpräsident zum Ärger „richtiger" Offiziere gerne als (genehmigter) Kürassier-Major auf, ein in Diplomaten-Kreisen allerdings belächelter Dienstgrad. Seine spätere Ernennung zum Generaloberst der Kavallerie im Rang eines Generalfeldmarschalls war eine hohe Ehre – und eine Leerformel zugleich.

Wilhelm I. ließen die mal mimosenhaften, mal kraftstrotzenden Anwandlungen Bismarcks keineswegs kalt. Ganz im Gegenteil brachten sie ihn bisweilen sogar zur Verzweiflung. Aber der Monarch hatte gelernt, ihn richtig einzuschätzen, er wusste, dass er in einer für alle spürbaren Abhängigkeit vom Energiewunder und Politikgenius Bismarck stand, dessen stabilen Eigensinn und unbedingten Anspruch auf einen Logenplatz im „Cirque du Soleil" er daher in Kauf nahm. Gesellige Leichtigkeit oder serviles Parlieren waren Bismarcks Sache nicht; wo er auftauchte, wankte der Boden, Schmeicheleien waren gespielte Winkelzüge, denen immer knallhart kalkulierte Absichten zugrunde lagen.

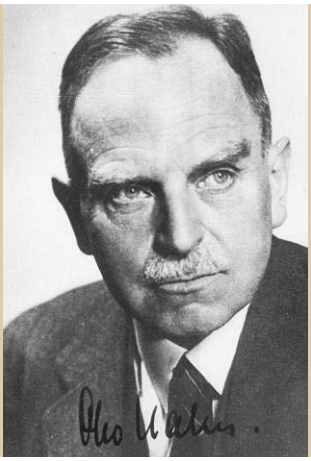
> „In seinem Streben nach Macht lag Bismarcks markantester Wesenszug."

Das Wissen um seine Extraordinarität setzte den Kanzler in eine solch herausgehobene Stellung, dass er neben den höchsten Chargen für sich und seine Frau sogar den ersten Rang bei Hof verlangte. Bismarck forderte alles, und er bekam alles. Er war von seiner Persönlichkeitsstruktur her in Extremen gefangen, ein Wanderer zwischen den Welten: Berserkernatur und Hypochonder in einem, bei dem unmäßige Alkohol- und Nahrungsaufnahme mit klösterlicher Abstinenz, und Trägheit mit rastloser Geschäftigkeit wechselten. Seine Zornausbrüche waren gefürchtet, seine plötzlichen Sentimentalitäten auch, er buhlte in seiner ihm bewussten inneren Verletzlichkeit um Verständnis und Zuneigung. Wer ihm das versagte, den degradierte oder zertrümmerte „der Gewaltige" (Golo Mann).

Kaiser Wilhelm I. war klug genug, die Marotten seines Exzentrikers zu tolerieren. In Kriegsminister Albrecht von Roon fand der Kanzler einen prominenten Fürsprecher, mit dem intellektuell überlegenen Generalfeldmarschall Helmuth von Moltke hingegen geriet er in offenen Streit über die Frage des militärischen oder politischen Vorrechtes im Krieg. Ohne Bismarck, diesen prinzipienlosen Meister von Intrige und Selbstinszenierung, waren preußisches König- und deutsches Kaisertum realpolitisch nur die Hälfte wert. Das wussten alle handelnden Personen. Erst als seine Kräfte schwanden und mit Wilhelm II. ein junger, ehrgeiziger Eroberer die Bühne betrat, musste der Lotse von Bord gehen, der in letzter Konsequenz Opfer seiner eigenen Machtgier geworden war.

Abb.: picture-alliance, Guntram Schulze-Wegener

Otto von Bismarck stellte gern seine Vorliebe für das Militär zur Schau. Obwohl er nur als Einjährig-Freiwilliger gedient hatte, trat er zuletzt als Generaloberst im Rang eines Generalfeldmarschalls auf.



„Solange die Atombombe sich nur in Händen der beiden Großmächte befindet, gibt es keinen Krieg. Gefährlich wird es erst, wenn sich jeder das dazu notwendige Plutonium aus der Drogerie holen kann.“

Otto Hahn (1879–1968), deutscher Chemiker

WUSSTEN SIE, DASS ...

Eine Pfeilspitze aus Bronze steckt in diesem Schädel, der im Tollensetal gefunden wurde.

Die BISMARCK ging am 27. Mai 1941 auf Grund, kurz nach dem Befehl zur Selbstversenkung.

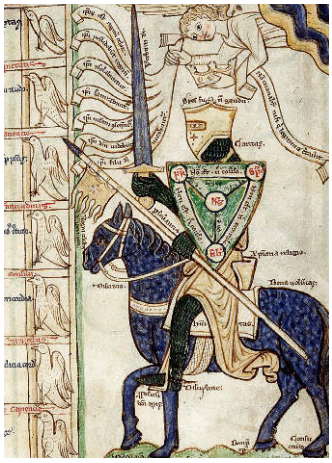


Abb.: picture-alliance (3), Rolling Bone, Lecen, Rama

Ein christlicher Ritter durfte mit himmlischem Beistand rechnen – so stellt es diese Illustration aus dem 13. Jahrhundert dar.

... in Mecklenburg-Vorpommern das bislang älteste Schlachtfeld Europas ausgegraben wird?
Im Tollensetal werden seit knapp 20 Jahren Funde aus der Bronzezeit gesichert, die auf einen bewaffneten Konflikt schließen lassen. Neben Pfeilspitzen aus Bronze und Stein konnte man auch Gebeine von rund 130 Menschen (meist junge Männer) nachweisen; 40 davon zeigen Spuren von Kampfverletzungen. Die Funde sind etwa 3300 Jahre alt.

... Prinz Wilhelm von Preußen, der spätere Kaiser Wilhelm I. (1797–1888), für seine „Anwesenheit“ in der Schlacht bei Bar-sur-Aube 1814 das Eiserne Kreuz II. Klasse erhalten hat?
1814 begleitete der junge Prinz seinen Vater König Friedrich Wilhelm III. auf den Feldzug nach Frankreich. In der Schlacht bei Bar-sur-Aube nahm er dann er an einer Kavallerieattacke teil. Dies rechtfertigte aber noch lange nicht die Verleihung des Eisernen Kreuzes. Doch wie bei Adelssprösslingen üblich wurden die Regularien hier gern beiseitegelassen.

... der älteste Seeoffizier der BISMARCK, Kapitänleutnant Freiherr von Müllenheim-Rechberg, am 27. Mai 1941 der Besatzung den Befehl gegeben hatte, das Schiff selbst zu versenken?
Britische Schiffe hatten die BISMARCK an diesem Morgen zusammengeschossen. Nachdem sie von der DORSETSHIRE und der NORFOLK noch drei Torpedotreffer erhalten hatte, begann sie zu sinken. Ob die Torpedos oder die kurz zuvor eingeleitete Selbstversenkung durch gezündete Sprengsätze dafür ursächlich waren, lässt sich nicht mehr klären.

... der Ritter des Hochmittelalters als „Miles christianus“, also als christlicher Soldat, einen von Gott gegebenen, friedensstiftenden Auftrag hatte?
So interpretierte es jedenfalls die Kirche. Dabei bezog sie sich auch auf Briefe des Neuen Testaments, in denen von „Waffen“, „Kämpfern“ und Ähnlichem die Rede ist. Ab dem 11. Jahrhundert wurde diese militärische Metaphorik dann ganz wörtlich verstanden, sodass Papst Urban II. 1095 mit reinem Gewissen zum Kreuzzug aufrufen konnte.

„Wenn du Frieden haben willst, sei kriegsbereit!“
Sprichwort nach Vegetius (4. Jh.), römischer Kriegstheoretiker

„Jedwedes Heer liebt, weißt du, seinen Helden.“
Heinrich von Kleist (1777–1811), deutscher Dramatiker

„Die Achtung, die wir in der Welt besitzen, leistet oft mehr als die mächtigsten Heere.“
Ludwig XIV. (1638–1715), französischer König

DIE HISTORISCHE ZAHL

8000

Figuren könnte die berühmte Terrakotta-Armee des ersten chinesischen Kaisers Qín Shihuángdì umfassen. Die genau Zahl der Tonkrieger, die eine komplette Armee des 3. Jahrhunderts v. Chr. darstellen, ist nicht bekannt, weil noch nicht alle Teile der kaiserlichen Grabanlage freigelegt sind.

Qín Shǐhuángdì, der erste Kaiser von China, wurde in einem riesigen Mausoleum bestattet – bewacht von der Terrakotta-Armee. 7278 dieser lebensgroßen Soldaten hat man bereits ausgegraben.

1945: STURM AUF BERLIN

In den Straßen von Berlin stürmen sowjetische Soldaten beim Häuserkampf vor. Im April 1945, als dieses Foto entstand, war der Wettlauf zur Reichshauptstadt entschieden, doch Monate zuvor schienen noch andere Optionen möglich: Auch die Westalliierten wollten Berlin als Erste erreichen.

Im Zangengriff

Noch im September 1944 schwor US-General Eisenhower seine Kommandeure darauf ein, Berlin mit allen Mitteln zu erreichen und zu erobern. Doch im Frühjahr 1945 gab er dieses Ziel auf. Hatte er mit Stalin eine geheime Absprache getroffen und die Reichshauptstadt so der Roten Armee ausgeliefert?

An der Westfront starteten britische und kanadische Truppen im Februar 1945 eine Offensive bei Nimwegen (links). Die britische 2. Armee konnte am 19. April die Elbe erreichen, zwei Tage vorher war dies Teilen der 9. US-Armee gelungen (rechts). Ihr „Einfallstor nach Berlin" blieb aber ungenutzt.

Die Situation war einigermaßen paradox: Während die Rote Armee bereits von der Oder her ihre Truppen für den Sturm auf die Hauptstadt vorbereitete, während Kanadier und Briten auf die Elbe zumarschierten, vermerkte Propagandaminister Joseph Goebbels am 28. März 1945 in seinem Tagebuch: „Wir geben in Berlin Befehle, die unten praktisch überhaupt nicht mehr ankommen, geschweige denn, dass sie durchgeführt werden können. Ich sehe darin die Gefahr eines außerordentlichen Autoritätsschwundes." Was hatte er wohl erwartet, so kurz vor zwölf? Die Nachrichten, die in diesen Tagen in der Reichskanzlei eintrafen, verkündeten aus deutscher Sicht eher Katastrophen als Triumphe.

Tatsächlich leisteten sich Hitler und sein treuester Vasall noch die Hoffnung auf ein Wunder. Würden die Westalliierten erkennen, dass die „Bolschewiken" auch ihre Feinde sind, dann könnte man mit ihnen einen Separatfrieden schließen. Dann hätte man es nur noch mit den Sowjets zu tun. Als auch diese Seifenblasen zerplatzten, wich die Hoffnung schließlich fanatischer Entschlossenheit. Kapitulation wäre für die NS-Größen gleichbedeutend mit Hinrichtung gewesen – daher sollte das ganze Volk, das sich in Hitlers Augen letztlich als „unfähig" erwiesen hatte, das Schicksal seiner Führer teilen.

Die NS-Führung sah die Schlacht um Berlin als den Höhepunkt des Krieges an. O-Ton Goebbels: „Die Nationalsozialisten werden entweder in Berlin gemeinsam siegen oder gemeinsam sterben." Gerne schob er noch ein Zitat von Karl Marx hinterher: „Wer Berlin besitzt, besitzt Deutschland." Dabei stand außer Frage, dass es die Rote Armee sein würde, die als Erste die Hauptstadt erreicht. Denn Josef Stalin, der große Widersacher Hitlers und Diktator der Sowjetunion, verfolgte ein Ziel, das über die symbolträchtige Einnahme der Stadt hinausging.

„Blut und Ehre" lautete seit 1933 der Wahlspruch der Hitlerjugend, der auch die Klingen ihrer Fahrtenmesser zierte. Darauf eingeschworen, waren oftmals gerade die jüngsten Verteidiger Berlins mit besonderem Fanatismus bei der Sache.

Sein Geheimdienstchef Lawrentij Berija hatte den Plan ersonnen, die Berliner Labors für Kernphysik zu plündern. Man wollte sämtliches wissenschaftliches Material und vor allem das dort befindliche Uran gesichert wissen, bevor Amerikaner oder Briten in Berlin auf ähnliche Gedanken kamen. Der Vorsprung der Amerikaner bei der Entwicklung einer Atombombe war den Sowjets bekannt, und mithilfe der deutschen Technik hoffte man, früher oder später die USA einzuholen.

Geheime Gespräche zwischen Roosevelt und Stalin über Berlin – nur eine Legende?

Neue Ziele für die US-Armee

Die Amerikaner indes setzten, nachdem sie am 23. März den Rhein überquert hatten, andere Prioritäten: Sie wollten nun Süddeutschland einnehmen und Hitlers Alpenfestung erstürmen, deren strategische Bedeutung sie weit überschätzten. General Dwight D. Eisenhower, der Oberbefehlshaber des Invasionsheeres der Westalliierten, erteilte sogar am 15. April 1945 einen Befehl, den Vormarsch der amerikanischen und britischen Truppen auf Berlin zu stoppen. Am 22. April ließ er das sowjetische Oberkommando offiziell benachrichtigen, dass seine Armeen die Elbe nicht überschreiten würden – da hatte die Rote Armee längst die Hauptstadt angegriffen.

Nach seiner Zeit als 34. Präsident der USA erklärte Eisenhower im Herbst 1961 in einer Stellungnahme, dass es „reichlich abenteuerlich" sei, zu behaupten, man hätte Berlin vor den Sowjets erobern können. Außerdem wäre ja der Besatzungsstatus von Berlin bereits durch Abkommen mit der Sowjetunion geregelt gewesen und man habe sich darauf konzentriert, das „Gros der deutschen Streitkräfte zu vernichten". Daher sollten die Armeen der 12. Heeresgruppe des amerikanischen Generals Omar Nelson Bradley, die bereits am 13. April die Elbe erreicht hatten, in den Raum zwischen Erfurt, Leipzig und Dresden vorrücken, während Eisenhower mit seinen Truppen nach Süden marschierte.

Da Eisenhower jedoch selbst lange die Ansicht vertrat, dass das Endziel seines ganzen Westfeldzugs nur Berlin sein konnte, trug er durch seine radikale Kehrtwende in der strategischen Ausrichtung ungewollt zur Entstehung einer Verschwörungstheorie bei. Noch am 15. September 1944 schrieb er seinen Kommandeuren ins Stammbuch, „alle Energie und alle unsere Mittel für einen schnellen Vorstoß auf Berlin" einzusetzen. Damit mussten nicht nur Stalin, sondern auch die Westalliierten davon ausgehen, dass es zu einem regelrechten Wettlauf um die Erstürmung der Hauptstadt kommen würde.

Da dieses im April '45 so nicht passierte, geistert seither die Legende durch die Welt, der US-Präsident Franklin D. Roosevelt hätte hinter

Abb.: picture-alliance (2), Hermann-Historica/JMH (2), Grafik: Anneli Nau

ZUR LAGE

Westfront

Die Westalliierten konnten bis zum Frühjahr 1945 die linksrheinischen Gebiete des Reiches einnehmen. Am 7. März gelang es den Amerikanern bei Remagen südlich von Bonn den Rhein zu überqueren, am 23. setzten auch die Briten und Kanadier bei Wesel über den Strom. Ab dem 28. März stießen sie nördlich des Ruhrgebiets nach Osten vor, während die im Raum Marburg stehenden Amerikaner nach Norden vorrückten, sodass am 1. April der Großteil der deutschen Heeresgruppe B im „Ruhrkessel“ eingeschlossen wurde. In den nächsten Wochen schwenkten starke Verbände nach Norden und Süden in Richtung auf vermeintliche deutsche Abwehrstellungen in Schleswig-Holstein und in den Alpen. Die US-Armee rückte bis 18. April auf der Höhe von Berlin bis zur Elbe vor, wo sie aber Halt machte – und die Stadt den Sowjets überließ (Anm.: Zur besseren Übersicht zeigt unsere Karte die Vorkriegsgrenzen und -staatsbezeichnungen).

Dienstanzug der HJ für die Wintermonate. Wenn Hitlerjungen in den letzten Wochen beim Kampf um Berlin in Erscheinung traten, dann in ihrer schwarzen Dienstbekleidung.

dem Rücken seines obersten Generals und ohne Kenntnis des britischen Premiers Winston Churchill mit Stalin ein geheimes Abkommen geschlossen. Roosevelt soll dem Sowjetdiktator zugestanden haben, dass die Rote Armee als Erste in Berlin und auch in Prag einrücken dürfe. Selbst der spätere Präsident der Tschechoslowakei, Edvard Benesch, und der US-General George S. Patton glaubten, dass Roosevelt und Stalin auf der Konferenz von Jalta im Februar 1945 diesen Deal perfekt gemacht hatten.

In der Realität aber fanden sich in den später veröffentlichten Geheimakten der Konferenz keinerlei Hinweise auf eine solche Übereinkunft. Roosevelt hatte ein solches Versprechen wohl niemals gegeben; es waren vielmehr militärische Fehlentscheidungen, die zum Stopp der westlichen Truppen an der Elbe führten. Zudem war es eher Stalin, der die Westalliierten austrickste: Der Diktator telegrafierte am 1. April an Eisenhower, Berlin „habe seine bisherige strategische Bedeutung verloren“. Der Angriff auf die Stadt werde erst Mitte oder Ende Mai erfolgen. Man werde die Stadt dann mit „zweitrangigen Kräften“ im Handstreich nehmen. Eisenhower teilte seinem britischen Kollegen Bernard Montgomery, dem Bezwinger von Rommels Afrikakorps, daraufhin mit, Berlin sei „nur noch ein Ort auf der Landkarte“.

Die Berliner indes dachten realistischer. Spätestens seit Mitte Februar, als die Rotarmisten an die Oder vorrückten, war es ihnen klargeworden, dass der Sturm auf ihre Stadt von Osten losbrechen würde. Dementsprechend herrschte Panik; niemand glaubte mehr den Sprüchen

ZUR PERSON

Georgi Konstantinowitsch Schukow

Marschall Georgi Schukow war der Generalstabschef der Roten Armee. Als „Verteidiger von Moskau“ und „Sieger von Berlin“ ging er in die Geschichte ein; das Örtchen Strelkowka, in dem er 1896 geboren wurde, ist heute ein Teil der nach ihm benannten Stadt Schukow. Als 19-Jähriger diente er im Ersten Weltkrieg in einem Dragonerregiment der Zarenarmee, lief aber 1918 zu den Bolschewiki über. In der Roten Armee machte er eine steile Karriere vom einfachen Schützen zum Kommandeur über das 3. Kavalleriekorps und das 6. Kosakenkorps im Jahr 1937. 1941 beförderte ihn Stalin zum Chef des Generalstabs und zum stellvertretenden Verteidigungsminister der Sowjetunion. Schukow erhielt 1943 den Oberbefehl über die Südfront und im Jahr darauf über die 1. Weißrussische Front, mit der er Berlin eroberte. 1955 bis 1957 war er Verteidigungsminister, wurde dann aber wegen innenpolitischer Querelen in den Ruhestand versetzt. Schukow starb 1974 in Moskau und wurde an der Kremlmauer beigesetzt.

aus dem Führerbunker, dass es noch gelingen könnte, die Rotarmisten an der Oder aufzuhalten. Der im Jahr 2000 verstorbene Historiker und Journalist Dieter Borkowski war damals gerade einmal 16 Jahre alt und musste als Flakhelfer Kriegshilfsdienst leisten. In seinen „Tagebüchern eines Flakhelfers“ schrieb er dazu über den April 1945: „Wir bauen Panzersperren an der Landsberger und an der Kniprodestraße. (...) Die zertrümmerten Straßen Berlins sind voller Soldaten, von denen viele ihre Truppenteile verloren haben. Anscheinend soll nun die Kriegswende eintreten, oder will der Führer mit uns in Berlin heldenhaft untergehen?“

Propaganda bis zuletzt

Die beinahe prophetische Vision eines Jugendlichen. Etwa 2,7 von vormals über vier Millionen Zivilisten harrten zu dieser Zeit noch in der Hauptstadt aus, davon mindestens zwei Drittel Frauen und Kinder. Zusätzlich hausten noch etwa 800.000 ausländische Zwangsarbeiter in Barackensiedlungen. Die männliche Bevölkerung bestand überwiegend aus Jugendlichen und Greisen, alle anderen waren längst zur Wehrmacht eingezogen – oder bereits gefallen. Das war auch die Folge der zermürbenden Luftangriffe durch britische und amerikanische Bomber, die in den Monaten und Jahren zuvor zahllose Menschen getötet oder vertrieben hatten. Die Consolidated B-24 Liberator („Befreier“) und die Flying Fortress („Fliegende Festung“) Boeing B-17 – das waren die gängigsten US-Bomber – hatten also schon beachtliche Vorarbeit geleistet. Die Reichshauptstadt war, bevor der erste Rotarmist sie be-

Abb.: Hermann-Historica / JMH (2), Grafik: A. Nau

ZUR LAGE

Ostfront

Bis zum 11. Januar 1945 stand die Rote Armee außerhalb des Reichsgebietes. Doch am folgenden Tag startete sie ihre „Weichsel-Oder-Operation“, eine Großoffensive an der 1200 Kilometer breiten Front zwischen der Ostsee und den Karpaten. Am 13. Februar begann der Angriff auf Ostpreußen, Königsberg wurde am 30. Januar eingekesselt. Bis zu diesem Tag hatten die Sowjets nicht nur bereits den Großteil des „Generalgouvernements“ und des „Warthelands“, also die westpolnischen Gebiete, erobert, sondern auch weite Teile Schlesiens eingenommen. Am 1. Februar stand die Rote Armee bei Küstrin an der Oder – nur 80 Kilometer vor Berlin. Bis zum 15. April blieb sie entlang der Oder-Neiße-Linie stehen (Anm.: Zur besseren Übersicht zeigt die Karte die Vorkriegsgrenzen und -staatsbezeichnungen).

ZUR PERSON

Gotthard Heinrici

Der 1886 im ostpreußischen Gumbinnen geborene Generaloberst Gotthard Heinrici war der wichtigste Abwehrexperte der Wehrmacht. Bereits 1905 diente er in einem kaiserlichen Infanterieregiment in Thüringen. Zum Ende des Ersten Weltkriegs war er Generalstabsoffizier. In der Weimarer Republik diente er im Kriegsministerium. Während des Zweiten Weltkriegs wurde er zumeist im Osten eingesetzt, wo er mehrere Verbände führte, darunter die 1. Panzerarmee in den Karpaten. Am 20. März 1945 übernahm er die Heeresgruppe Weichsel, die zuvor dem Reichsführer-SS Heinrich Himmler unterstanden hatte. In der Schlacht um Berlin und bei den Seelower Höhen fügte er der Roten Armee noch erhebliche Verluste zu. Heinrici hatte mehrfach Befehle der NS-Führung ignoriert, bei einem Rückzug nur verbrannte Erde zu hinterlassen. Am 28. Mai 1945 ergab er sich den britischen Truppen, nach drei Jahren wurde er aus der Kriegsgefangenschaft entlassen. Heinrici starb 1971 in Karlsruhe.

trat, in weiten Teilen bereits ein gigantisches Trümmerfeld.

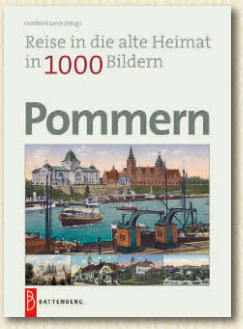
Anfang April 1945 war die Angst das vorherrschende Lebensgefühl in Berlin. Jeden Augenblick konnte der „Iwan“ angreifen, wie man im Volk sagte. Man saß in der Falle und fühlte sich auch so. Die beiderseitige Gräuelpropaganda tat ihr Übriges dazu. Waren die Slawen „Untermenschen“ im Wortlaut der NS-Propaganda, so waren die Deutschen für die Gegenseite „reißende Bestien“. Und das waren noch die harmlosesten Slogans der jeweiligen Stimmungsmache.

Auch die deutsche Führung glaubte daran, dass es bald losgehen würde. Das Kriegstagebuch des Hauptquartiers der Heeresgruppe Weichsel vermerkte am 6. April: „Bei 9. Armee lebhaftere Feindbewegungen (...) südwestlich von Küstrin und im Nordosten bei Kienitz.“ Hitler selbst erwartete die Attacke auf diese Heeresgruppe für den 12. oder 13. April, wie ein Funkspruch des Generals Hans Krebs vom Tag zuvor mitteilte. Am Abend des 12. April gaben die Berliner Philharmoniker ein Konzert, für das extra die Stromsperre aufgehoben wurde; gespielt wurde neben Beethoven und Bruckner auch das Finale von Wagners „Götterdämmerung“.

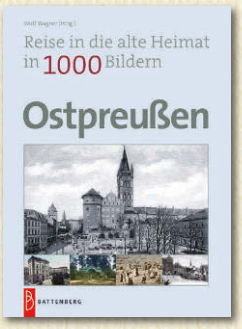
Die beiden wichtigsten militärischen Gegenspieler waren der sowjetische Marschall Georgi Schukow als Generalstabschef der Roten Armee und Generaloberst Gotthard Heinrici als Abwehrexperte der Wehrmacht und Kommandeur der Heeresgruppe Weichsel. Es lief von vornherein auf ein ungleiches Duell hinaus: 2,5 Millionen Rotarmisten standen geschätzten 800.000 deutschen Soldaten gegenüber, davon höchstens eine

Numismatische Sammlerliteratur und Bücher zur Geschichte

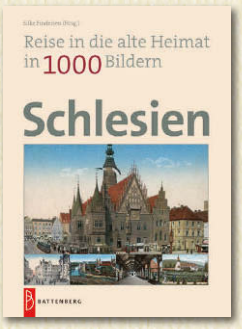
Geschichte erleben, Werte erkennen und bewahren



Gottfried Loeck (Hrsg.): Pommern in 1000 Bildern
1. Auflage 2012,
Format 21 x 27 cm,
384 Seiten, Hardcover
ISBN 978-3-86646-095-9
Preis: 19.90 EUR



Wulf Wagner (Hrsg.): Ostpreußen in 1000 Bildern
2. Auflage 2012,
Format 21 x 27 cm,
400 Seiten, Hardcover
ISBN 978-3-86646-094-2
Preis: 19.90 EUR



Silke Findeisen (Hrsg.): Schlesien in 1000 Bildern
4. Auflage 2012,
Format 21 x 27 cm,
376 Seiten, Hardcover
ISBN 978-3-86646-096-6
Preis: 19.90 EUR

Peter Schmoll: Die Messerschmitt-Werke im Zweiten Weltkrieg
3. Auflage,
Format 17 x 24 cm,
232 Seiten, Hardcover
ISBN 978-3-931904-38-8
Preis: 20.50 EUR

Kurt Jaeger: Die deutschen Münzen seit 1871
23. Auflage 2014,
Format 11,5 x 18,5 cm,
928 Seiten, Broschur
ISBN 978-3-86646-554-1
Preis: 24.90 EUR

Jörg u. Anke Nimmergut: Deutsche Orden und Ehrenzeichen 1800–1945
20. Auflage 2014/2015,
Format 12,5 x 19 cm,
1000 Seiten, Broschur
ISBN 978-3-86646-110-9
Preis: 39.90 EUR

BATTENBERG · GIETL VERLAG GMBH
POSTFACH 166 · 93122 REGENSTAUF · TEL. 0 94 02/93 37-0 · FAX 93 37-24
INTERNET: www.gietl-verlag.de · E-MAIL: info@gietl-verlag.de

Fordern Sie kostenlos unser aktuelles Verlagsprogramm an!

Sowjetische T-34-Panzer dringen mittels einer Behelfsbrücke über die Oder vor, links strömt abgelöste Infanterie hinter die vordersten Linien. Von hier bis nach Berlin sind es nur noch 80 Kilometer.

Viertelmillion an der Oderfront. 7500 sowjetische Flugzeuge und über 6200 Panzer waren aufmarschbereit.

Den Deutschen standen gerade mal 800 bis höchstens 1500 Panzer zur Verfügung. Und während die Sowjetpropaganda zur Mehrung des eigenen Ruhms von bis zu „3300 deutschen Kampfflugzeugen“ sprach, waren es – Genaues weiß man nicht – sicher nicht mehr als ein paar Hundert. Stalins Truppen waren an Menschen und Material den Deutschen um das Zehnfache überlegen. Entgegen seinen Beteuerungen wurde also eine ungeheure Heeresmacht für den Sturm auf Berlin aufgeboten.

Als Hitler am 13. April die Nachricht vom Fall Wiens ereilte, ließ er zwei Tage später verkünden: „Berlin bleibt deutsch. Wien wird wieder deutsch, und Europa wird niemals russisch.“ Durchhalteparolen, an die wohl keiner mehr so recht glaubte. Denn nur 80 Kilometer weiter östlich warteten Schukows Truppen an der Oder auf den Angriffsbefehl.

Schukows 1. und die 2. Weißrussische Front des Marschalls Konstantin Rokossowski formierten sich in Pommern, die 1. Ukrainische Front des Marschalls Iwan Konjew stand im Süden an der Neiße bereit. Berlin sollte in die Zange genommen werden. An dieser Umzingelung nahmen auch 200.000 polnische Soldaten teil. Heinricis Heeresgruppe Weichsel unterteilte sich in die 3. Panzerarmee von General Hasso von Manteuffel im Norden, in die 4. Panzerarmee unter General Fritz-Hubert Gräser an der Neiße und damit vor Berlins Süden sowie in die 9. Armee unter General Theodor Busse. Sie sollte die Zufahrtsstraßen in die Hauptstadt sichern.

> Stalins Truppen waren den deutschen Verteidigern um das Zehnfache überlegen.

Wer waren die armen Kerle, die zur Verteidigung von Berlin noch bereitstanden? Neben Resten der Wehrmachtsarmeen gab es Einheiten der Waffen-SS sowie bunt zusammengewürfelte Polizeiverbände und Mitglieder des Volkssturms. Wer erinnert sich nicht an die Bilder des 20. März

Abb.: picture-alliance, Hohum

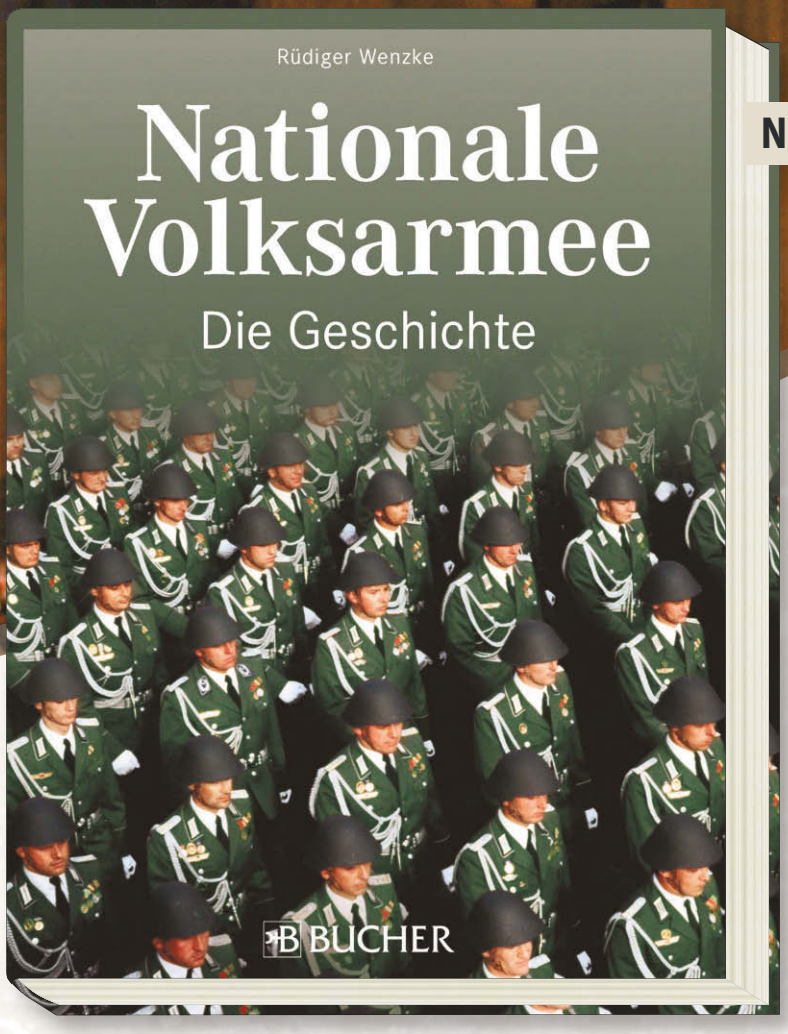
TECHNIK

Fliegende Festung

Die Boeing B-17 bildete während des Zweiten Weltkriegs das Rückgrat der US-Bomberflotte gegen Deutschland. Der schwere Bomber war äußerst robust und konnte auch noch fliegen, wenn er stark beschädigt war. Wegen seiner starken Abwehr nannten ihn die Amerikaner „Flying Fortress“ (Fliegende Festung). Von der Boeing B-17 gab es viele Versionen. Die B-17G hatte eine Länge von 22,80 Meter, eine Höhe von 5,85 Meter sowie 31,63 Meter Flügelspannweite. Die Besatzung bestand aus zehn Mann, denen 13 Browning-MG Kaliber .50 BMG zur Verfügung standen. Auf kurzen Strecken konnte die B-17G 5,8 Tonnen Bomben zuladen. Damit wurden die deutschen Städte sturmreif gebombt – darunter Berlin. 937 B-17 flogen noch am 3. Februar 1945 einen schweren Luftangriff auf die Hauptstadt.

»Frieden und Sozialismus« im Kalten Krieg.

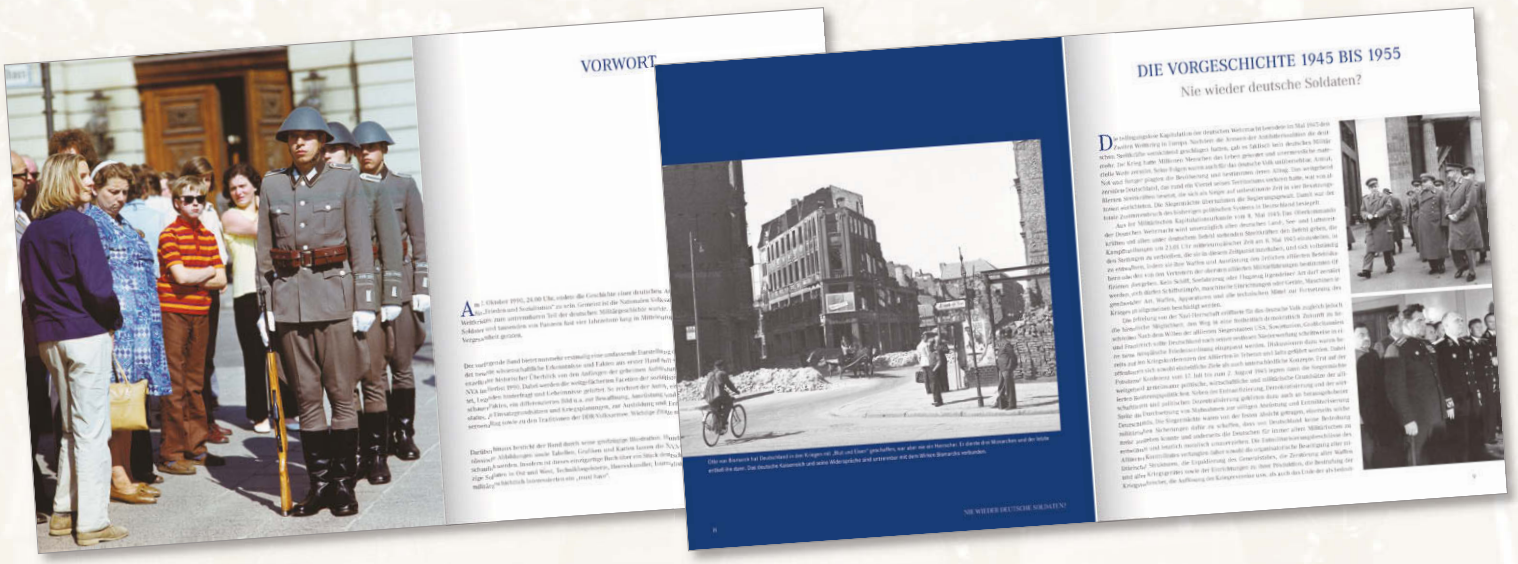
Bucher im GeraMond Verlag GmbH, Infanteriestraße 11a, 80797 München



NEU!

Am 2. Oktober 1990, 24.00 Uhr, endete die Geschichte einer deutschen Streitmacht, die von sich stets behauptet hatte, eine Armee für »Frieden und Sozialismus« zu sein. Die Geschichte der NVA ist untrennbar mit der Geschichte des Kalten Krieges verbunden. Allein dieser Hintergrund macht sie als Gegenstand der Betrachtung spannend. Dies ist das moderne, auf dem neuesten Stand der Forschung stehende und populär geschriebene sowie großzügig illustrierte Standardwerk zur NVA.

224 Seiten · ca. 320 Abb. · 19,3 x 26,1 cm
€ [A] 30,90
sFr. 39,90 **€ 29,99**
ISBN 978-3-7658-2048-9



Erlebnis Geschichte

BUCHER

Jetzt online stöbern unter
www.bucher-verlag.de
oder gleich bestellen unter
Tel. 0180-532 16 17 (0,14 €/Min.)

www.bucher-verlag.de

1945, auf denen der „Führer“ kaum jugendlich zu nennenden Hitlerjungen im Hof der Reichskanzlei das Eiserne Kreuz verlieh?

Am 16. April, einem milden Frühlingstag, hatte das bange Warten schließlich ein Ende. Marschall Schukows Tagesbefehl lautete: „Die Hauptstadt des faschistischen Deutschland ist einzunehmen und über ihr das Banner des Sieges zu hissen.“ Die drei sowjetischen Heeresgruppen bildeten eine Front von gut 400 Kilometer Breite. Um drei Uhr in der Frühe spie die Artillerie der Roten Armee aus Abertausenden Geschützen ihr tödliches Feuer. In den deutschen Stellungen konnte man vor lauter Staub nicht mehr die Hand vor Augen sehen. Schon wenige Minuten später sprangen die ersten Kampfgruppen der 8. Gardearmee, der 3. und 5. Stoßarmee sowie der 69. Armee des Generals Wassili Tschuikow aus ihren Schützengräben – und rannten von Staub und den eigenen Scheinwerfern geblendet in die Stellungen des Feindes hinein. Es blieb ihnen daher nichts anderes übrig, als erneut Deckung zu suchen und den Tagesanbruch abzuwarten.

Angriff in der Staubwand

Dieses Geschehen wiederholte sich praktisch auf der ganzen Frontlinie im Oder-Neiße-Spree-Gebiet, von Cottbus im Süden bis Stettin im Norden. Die durch die Artillerie aufgewirbelte Staubwand hatte sich teilweise zu einem Monster von einem Kilometer Höhe aufgetürmt und behinderte zudem den Einsatz der Luftwaffe. Die sowjetischen Petljakow-Pe-2-Bomber, die von ihren Piloten nach den Bauern im Schachspiel „Peschka“ genannt wurden, verfehlten damit gleich zu Beginn ihre Wirkung. Immerhin gelang es ihnen, die wenigen deutschen Flieger von der

Abb.: IWM (HU 111054), Anderson, Richard Lakowski

Häuserkampf: Wie der sowjetische Soldat in der Mitte waren viele seiner Kameraden mit einer Maschinenpistole vom Typ PPSch-41 ausgerüstet, deren Trommelmagazin 71 Patronen fasste.

TECHNIK

Kampfpanzer T-34

Der sowjetische T-34 war mit über 50.000 Exemplaren der meistgebaute Panzer des Zweiten Weltkriegs. Zu Beginn des „Unternehmens Barbarossa“ zeigte er sich allen deutschen Panzern überlegen. Nachdem die Wehrmacht ab 1942/43 mit dem Panzer IV und dem Panther einen technischen Vorsprung erreicht hatte, reagierte die Rote Armee ab 1944 mit dem kampfwertgesteigerten T-34/85. Das neue Modell hatte eine 85-mm-Kanone als Hauptbewaffnung und eine Panzerung von bis zu 90 Millimetern. Der T-34/85 war 8,10 Meter lang, 3 Meter breit, 2,65 Meter hoch und bot Raum für fünf Mann Besatzung. Der T-34 war das entscheidende Waffensystem des Zweiten Weltkriegs: Nicht zuletzt dank seiner hohen Überzahl und Kampfkraft konnte die Rote Armee bis vor die Tore Berlins vorrücken.

INTERVIEW

Das Interessengeflecht der Alliierten

Der Historiker Richard Lakowski über die Verteidiger von Berlin und mögliche Gespräche zwischen Roosevelt und Stalin. Das Gespräch führte Ralph Kreuzer.

Herr Lakowski, die Eroberung Berlins ab dem 16. April 1945 oblag der Roten Armee und ihren polnischen Verbündeten. Das nährte die Verschwörungstheorie, es hätte zwischen dem US-Präsidenten Roosevelt und dem Sowjet-Diktator Stalin eine geheime Absprache gegeben, Berlin den Sowjets zu überlassen. Die Akten zu der Konferenz von Jalta geben darauf keine Hinweise. Aber hätten die beiden nicht doch über Berlin sprechen können, ohne dass dies aufgezeichnet worden wäre?

Lakowski: Für derartige Absprachen fehlen belegbare Quellen. Die Eroberung Berlins war kein operatives Ziel, sie war Teil der den Krieg beendenden Kämpfe. Zum Zeitpunkt des Treffens der „großen Drei" in Jalta hatte die Rote Armee Anfang Februar bei Breslau und beiderseits Küstrin die Oder erreicht. Damit war die ursprüngliche Aufgabenstellung bis zu diesem Zeitpunkt, die Linie Posen–Breslau zu gewinnen, übertroffen. Das zunächst geplante Vorhaben, nach einem kurzen Halt über die Oder und Berlin zur Elbe vorzustoßen, unterblieb. Schukow korrigierte seine Auffassung, was Stalin genehmigte. Aus den Ereignissen im Schwerpunkt der deutsch-sowjetischen Front ist zu schlussfolgern, dass ein derartiges Gespräch unwahrscheinlich ist. Selbst im Falle eines nicht protokollierten Gedankenaustausches musste er aufgrund des realen Kriegsverlaufes bedeutungslos bleiben.

Hatte Eisenhowers Zurückweichen vor einem Einmarsch in Berlin auch etwas damit zu tun, das er fürchtete, seine Truppen könnten irrtümlich in Gefechte mit den Sowjets verwickelt werden?

Lakowski: Mit Sicherheit nicht. Sowohl bei der Organisation des Luftkrieges als auch bei dem Zusammentreffen ihrer Truppen in Mittel- und Südeuropa blieben derartige Zwischenfälle aus. Der Hauptgrund ist in dem komplizierten Interessengeflecht der Alliierten zu sehen. Eine weitere Ursache liegt in dem Problem des Kampfes in Städten. Die zu erwartenden hohen Verluste standen in keinem entsprechenden Verhältnis zu den politischen und militärischen Ergebnissen. Die Aufgabe des Vormarsches nach Osten berührte die bereits getroffenen Vereinbarungen hinsichtlich der Behandlung des deutschen Gegners nicht entscheidend.

Was genau umfasste eigentlich der am 20. April 1945 verfügte „Fall Clausewitz"? War das ein Codewort für die Ausrufung eines Ausnahmezustands, wie Hitlers Leibwächter Rochus Misch später behauptete? Oder war das ein konkreter Befehl, der die Evakuierung von Gebäuden und die Vernichtung von Akten beinhaltete?

Lakowski: Am 1. Februar war Berlin zum Verteidigungsbereich, das heißt einer noch nicht voll ausgebauten Festung, erklärt worden. Die hierfür bereitgestellten Kräfte waren völlig unzureichend. Die Besatzung Berlins bestand am 19. April aus 94.094 Mann. Davon gehörten 52.841 zum „Clausewitz Aufgebot" mit sechsstündiger Aufruffrist, also dem sprichwörtlich „letzten Aufgebot". Es fehlte an schweren Waffen, insbesondere an Heeresartillerie. Immer wieder wurden Alarm- und Volkssturmeinheiten aus Berlin an die „Ostfront" verlegt, um den Gegner vor sowie beiderseits der Stadt zum Stehen zu bringen. Die Verteidigung Berlins war Aufgabe der Heeresgruppe Weichsel an der Oder. Eine Schlacht in der Stadt wurde vorbereitet, war aber nicht vorgesehen. Die Schlacht um Berlin im engeren Sinne waren die Kämpfe in der Stadtmitte, dem Sektor Z. Sie waren damit Teil der von sowjetischer Seite als „Berliner Operation" benannten Offensive zur Elblinie.

> „Die Eroberung Berlins war kein operatives Ziel, sie war Teil der den Krieg beendenden Kämpfe."

Gab es einen erkennbaren Einfluss der Guerillatruppe „Werwolf" auf das Durchhaltevermögen der Berliner – indem sie Deserteure und kriegsmüde Deutsche ermordete? Oder war das hauptsächlich das Werk der Waffen-SS?

Lakowski: Es gibt keinerlei belegbaren Einfluss des „Werwolfs" in der Schlacht um Berlin. Das Vorgehen gegen Deserteure, Versprengte oder kriegsmüde Berliner war Aufgabe fliegender Standgerichte. Diese bestanden aus den verschiedensten hierzu befohlenen Angehörigen der Wehrmacht, SS, Gestapo, Polizei und anderen. Der Werwolf sollte den „Feind", also die Besatzer in Deutschland bekämpfen, „sodass sie ihm zur Hölle wird". So Staatssekretär Dr. Naumann aus dem Propagandaministerium.

Hatte Marschall Schukows kompromissloser Frontalangriff bei den Seelower Höhen, bei dem er über 70.000 Soldaten verlor, auch damit zu tun, dass Stalin immensen Druck ausübte? Sah sich der Diktator immer noch in einem Wettlauf mit den Westalliierten um die Hauptstadt?

Lakowski: Schukows Frontalangriff zum Durchbruch der Höhenrandstufe beiderseits Seelow am 16. April entsprach den Intentionen Stalins. Die Beschlüsse der Krimkonferenz hatten das stets wache Misstrauen Stalins gegenüber seinen Verbündeten nicht verringert, im Gegenteil. Die Erfolge der Westalliierten im Frühjahr 1945 bewogen ihn dazu, die Vorbereitungen zu der geplanten, den Krieg beendenden Operation beschleunigt abzuschließen und zu beginnen. Schukow hatte keinen zeitlichen Spielraum dafür, seine aufmarschierten Verbände umzugruppieren. Der frontale Angriff auf die Seelower Höhenstufe war unter operativen Gesichtspunkten wenig zweckmäßig, doch zu diesem Zeitpunkt sah und hatte der Marschall keine andere Wahl. Für beide ging es weniger um Berlin als um Raumgewinn nach Westen. Die politische Führung, also Stalin, hätte allein aus außenpolitischen Gründen Änderungen des Ende März befürworteten Operationsplanes nicht zugestimmt.

Dr. Richard Lakowski, geb. 1938, promovierte an der HU Berlin, danach war er Dozent am Militärgeschichtlichen Institut der DDR sowie Wissenschaftlicher Mitarbeit am Militärgeschichtlichen Forschungsamt in Potsdam. Zu seinen Veröffentlichungen zählen Arbeiten zu marinehistorischen Themen sowie zur Kriegführung im Osten 1945.

TECHNIK

„Acht-Acht“-Flak

Die deutsche 8,8-cm-Flak, auch „Acht-Acht“ genannt, war an praktisch allen Fronten im Einsatz und beim Gegner äußerst gefürchtet. Neben ihrer ursprünglichen Bestimmung als Flugabwehrgeschütz wurde sie von Beginn an auch im Erdkampf eingesetzt und sogar auf Panzer und Selbstfahrlafetten montiert. Die Länge des Rohres (L/56) betrug 4,93 Meter, ihre maximale Schussweite 14,86 Kilometer. Sie konnte bis zu 20 Schuss pro Minute abfeuern. Im August 1944 waren über 10.000 Stück einsatzbereit und damit der Höchststand erreicht, danach gingen die Zahlen zurück. Die besondere Stärke der „Acht-Acht“ lag in der Panzerabwehr, was ihr auch bei den Alliierten einen legendären Ruf einbrachte. Doch deren Vormarsch auf Berlin konnte sie nur hinauszögern, nicht verhindern.

Front fernzuhalten – darunter auch die wegen ihrer panzerbrechenden Qualitäten als „Büchsenöffner“ bezeichneten Henschel Hs 129.

Die Deutschen sahen diesem Treiben erst einmal ungläubig zu. Vereinzelt knatterten ihre Maschinengewehre, während ihre gebrüllten Befehle im Donner der feindlichen Granaten untergingen. Der Auftakt zur Eroberung Berlins war die dramatische Inszenierung eines übermächtigen Gegners, schien aber doch missglückt. Die Stunden bis Tagesanbruch hatten die Sowjets verschenkt. Stalin, der aus dem fernen Moskau mit Schukow telefonierte, war stinksauer.

Oberst Alexei Antonow war mit seiner 301. Division hinter den Seelower Höhen, direkt östlich von Berlin, an der Straße nach Werbig im märkischen Oderland hängengeblieben. Die strategische Bedeutung der Höhen hatte Heinrici zuvor richtig erkannt. Er wusste, dass über sie der Hauptangriff stattfinden würde. Daher hatten sich seine Männer hinter den Höhen, aber auch in den Hängen selbst verschanzt. Von dort beschossen sie die Brücken, die über den Kanal führten, der sich das westliche Odertal entlangschlängelte. Antonow wurde an diesem ersten Angriffstag klar, dass seine materielle Überlegenheit in dieser Situation kein echter Vorteil war: Seine Rotarmisten mussten sich an die vorhandenen Straßen halten, die bald hoffnungslos verstopft waren – denn das Gelände ringsum war ein einziger wässriger Sumpf und dazu von der Wehrmacht mit Minen gespickt.

Auch General Tschuikow erkannte den Ernst der Lage. Er konzentrierte seine Artillerie nahe den zahlreichen Oderarmen, die als „Alte Oder“ bekannt sind, und befahl mittags ein Trommelfeuer auf die Orte Seelow, Friedersdorf und Dolgelin. Das hätte schon bald mit der Erstürmung der Seelower Höhen enden können, wenn nicht Schukow nach seinem Telefonat mit Stalin angeordnet hätte, dass die 1. Garde-Panzerarmee unter Generaloberst Michail Katukow hinzugezogen wurde. Damit blockierten sich auf den überfüllten Straßen die Angreifer gegenseitig und es konnten nur noch die Spitzen am Kampfgeschehen teilnehmen.

Ohne Rücksicht auf Verluste

Das war die bittere Ironie dieses 16. April: Die Deutschen hatten nicht genug Kapazitäten, um aus dem Chaos der Sowjets einen Vorteil zu ziehen. Und die Rotarmisten wiederum beschäftigten sich viele für sie wertvolle Stunden lang ausschließlich mit ihren hausgemachten Problemen: der Misserfolg der eigenen Artillerie, die Sichtbehinderungen durch die eigenen Scheinwerfer, die verstopften Straßen. Am Abend jedoch gelang es der 47. und der 57. russischen Infanterie-Division, Teile der Seelower Höhen einzunehmen. Das allerdings war weit weniger, als Schukows Operationsbefehl ursprünglich vorgegeben hatte. Geländegewinn: ganze sechs Kilometer! Auch hatte das deutsche Sperrfeuer den Feinden erhebliche Opfer abverlangt.

Doch am 17. und 18. April sollte sich der Stern über dem Haupt der Verteidiger senken. Ohne Rücksicht auf Verluste ließ Schukow seine von überallher zusammengetrommelten Einheiten in die Schlacht werfen, sodass in Folge dieser endlosen Frontalangriffe die magere deutsche Front zu

Volkssturmmänner sollten die Wehrmacht beim Kampf gegen die Alliierten unterstützen. Das Foto zeigt den Bau von provisorischen Panzersperren in Berlin, kurz vor dem Ansturm der Roten Armee.

Abb.: picture-alliance, Lomita

6x MILITÄR & GESCHICHTE

Ihr Vorteilspaket als Abonnent:

- ✓ **Sie sparen 7% (bei Bankeinzug sogar 9%*)!**
- ✓ **Sie erhalten Ihr Heft 2 Tage vor dem Erstverkaufstag* bequem nach Hause und verpassen keine Ausgabe mehr!**
- ✓ **Sie können nach dem ersten Jahr jederzeit abbestellen und erhalten zuviel bezahltes Geld zurück!**

Lesen Sie 6 Ausgaben und sichern Sie sich

Ihr Geschenk:

GRATIS für Sie!

BUCH »HEIMATFRONT«
Obwohl viele Deutsche nicht direkt am Ersten Weltkrieg beteiligt waren, waren Sie doch mittelbar in die Kriegshandlungen involviert. Auf Basis ergreifender Zeitzeugnisse und Abbildungen liefert das Autorenteam einen unverstellten Blick auf die Heimatfront.

Karte gleich abschicken oder unter www.militaer-und-geschichte.de/abo bestellen!

* nur im Inland

GeraMond Verlag GmbH, Infanteriestraße 11a, 80797 München

Letztes Aufgebot: . Junge Flakhelfer der HJ werden von einem Unteroffizier der Luftwaffe an der Richtoptik einer schweren Flugabwehrkanone (Flak) eingewiesen. Rechts: Für die Durchhalteparolen an den Berliner Hauswänden waren oft Hitlerjungen verantwortlich, die mit weißer Kalkfarbe im Eimer und dickem Pinsel durch die Straßen zogen.

bröckeln begann. Die 1. Ukrainische Front drängte die 4. Panzerarmee der Deutschen im Norden entscheidend zurück. Die T-34-Panzer der Sowjets behielten über die deutschen „Hetzer", die Jagdpanzer 38(t), die Oberhand. Bald waren die Stellungen der Heeresgruppen Weichsel und Mitte nicht mehr zu halten. Bereits am Mittag des 17. April war die zweite Verteidigungslinie der Deutschen durchbrochen, am Tag darauf auch die dritte und letzte Linie. Nun galt es nur noch einzelne Dörfer, Höfe, Waldstücke zu überwinden.

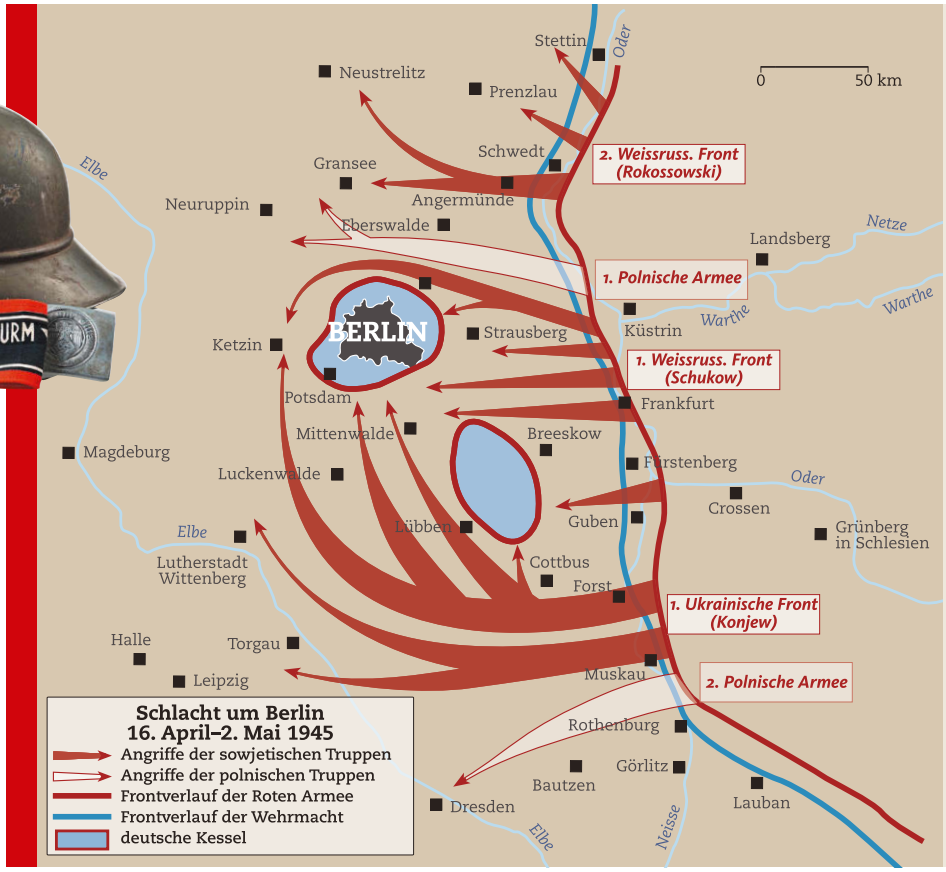
Am 19. April lagen die Seelower Höhen endgültig hinter Schukows Truppen. Seine 3. Gardearmee und seine 1. Ukrainische Front drohten die Reste der 9. deutschen Armee sowie die 4. Panzerarmee von General Gräser einzuschließen. Der Weg nach Berlin war nun mehr oder weniger frei. Aber um welchen Preis! Die Schlacht hatte auf Seiten der Sowjets und ihrer Verbündeten über 70.000 Tote gefordert, auf der Seite der Verteidiger mindestens 12.000. Die Gedenkstätte und das Museum Seelower Höhen, das auf diese Zahlen verweist, erinnern heute noch an das Grauen.

Abwehr bis zum letzten Mann

Tags darauf, am 20. April, feierte man in den Gefechtsständen Hitlers 56. Geburtstag. Sechs Jahre zuvor wurde dieser Tag mit dem für Diktaturen üblichen Tamtam, viel Glanz und Glorie und Wehrmachtparaden zum nationalen Feiertag erklärt. Jetzt gab es zwar, wo es noch möglich war, immer noch einen guten Tropfen Wein und eine warme Mahlzeit, aber ansonsten herrschte eher Ernüchterung. Angesichts der Durchhalteparolen ihrer Offiziere blickten viele Soldaten lieber schweigend zu Boden. Im Regierungsviertel wurde am Vormittag eine Parade angesetzt.

Die Sowjets begingen den „Führergeburtstag" auf ihre eigene Weise: Sie legten das Artilleriefeuer erstmals auf Berliner Stadtgebiet. Einige ihrer Geschützsalven schafften es sogar bis

Relikte der Verteidiger: Feuerschutzhelm, Armbinde des Volkssturmes und HJ-Koppelschloss. Die derart uniformierten Jugendlichen und alten Männer konnten die in sie gesetzten Erwartungen beim Kampf um Berlin nicht erfüllen.



ZUR LAGE

Vor Berlin

Die Karte zeigt zunächst den Frontverlauf Mitte April 1945. Am 16. April traten dann drei sowjetische Heeresgruppen mitsamt der 1. und 2. Polnischen Armee zur Großoffensive an. Westlich von Küstrin entbrannten die Kämpfe um die Seelower Höhen, die am 19. April überwunden waren. Die Ostfront war zusammengebrochen, die übermächtige Rote Armee konnte jetzt rasch vordringen: Bei Ketzin westlich von Berlin trafen am 25. April die Spitzen der 1. Weißrussischen auf diejenigen der 1. Ukrainischen Front. Die Stadt war damit eingeschlossen und wurde anschließend gestürmt. Am 2. Mai mussten die letzten Verteidiger von Berlin kapitulieren.

Abb.: picture-alliance (3), Hermann-Historica/JMH (2), Grafik: Anneli Nau

Nach der Schlacht: In dieser Straße sind die Kämpfe schon erloschen. Im Vordergrund liegt ein toter Fallschirmjäger-Offizier, dessen Eisernes Kreuz auf der Brust nicht so recht zu dieser Szenerie der totalen Niederlage passen will.

auf den Potsdamer Platz. Bereits am 21. April trafen die ersten Infanterie-Einheiten der Roten Armee zwischen Mahlsdorf und Blankenfelde im Osten und Südosten von Berlin ein. Hitler ließ seinen Berliner Kampfkommandanten, Generalleutnant Hellmuth Reymann, den Befehl vom 9. März erneuern, dass Berlin „bis zum letzten Mann und zur letzten Patrone“ zu halten sei.

Nun trat auch die zuvor angeordnete „Operation Clausewitz“ in Kraft, die nach dem preußischen General und Kriegsphilosophen Carl von Clausewitz benannt war: Sie beinhaltete unter anderem die Vernichtung von amtlichen Akten und Urkunden sowie die Evakuierung von Regierungsgebäuden und SS-Dienststellen. Damit gestand die NS-Führung ein, dass ganz Berlin zum Frontgebiet gehörte.

Am 22. April war die Stadt schon fast eingekesselt. Bis ins Zentrum gab es erbitterte Häuserkämpfe, die nochmals Abertausende das Leben kosteten. Wieder ließ Marschall Schukow keine Kompromisse zu. Seine endlos nachrückenden Verbände bildeten eine erdrückende Übermacht. Ständig mussten Wehrmacht, Volkssturm und Hitlerjugend weiter zurückweichen. Im Führerbunker erfuhr der Diktator, dass die im Norden stehende „Kampfgruppe Steiner“ – anders als am Vortag befohlen – nicht aufgebrochen war, um Berlin zu entsetzen. Als Hitler diese Nachricht erhielt, musste er zum ersten Mal zugeben, dass der Krieg verloren war. In einem fürchterlichen Wutausbruch schimpfte er auf seine angeblich feigen und treulosen Generäle. Und er schloss mit den Worten: „Aber wenn Sie, meine Herren, glauben, dass ich Berlin verlasse, irren Sie sich gewaltig! Eher jage ich mir eine Kugel durch den Kopf.“

> Am 22. April musste selbst Hitler zugeben, dass der Krieg nicht mehr zu gewinnen war.

In zahllosen Flugblättern erinnerte die Rote Armee die Berliner an ihre ausweglose Situation: „Der Versuch, den Kampf in die Länge zu ziehen, wird zu einer schrecklichen Hungersnot, zu Seuchen und zum Tod Zehntausender friedlicher Einwohner führen.“ In der Nacht zum 25. April ging schweres Artilleriefeuer auf die Reichskanzlei nieder. Bis zum Mittag vereinigten sich Teile der 1. Weißrussischen und der 1. Ukrainischen Front bei Ketzin an der Havel. Der Ring um Berlin war geschlossen.

Im Inneren des Kessels hielt der Tod reiche Ernte. Ein Straßenzug nach dem anderen verwandelte sich in Schutt und Asche, doch immer noch errichteten die Deutschen Panzersperren und sprengten Brücken. Überall loderten Flammen und es roch nach verbranntem Fleisch. Alles, wirklich alles wurde von sowjetischer Seite aufgeboten, um die Stadt zu erobern. In Antonows Division befanden sich auch Pferdegespanne. Die Tiere weideten später ganz unbekümmert am Kurfürstendamm. Man kam zwar nur zäh und mühsam voran, aber stetig und unaufhaltsam.

Orden der Sieger: Der „Lenin-Orden“ konnte mehrfach verliehen werden. Marschall Schukow erhielt ihn sechs Mal. Etwa 36.000 Soldaten wurden im Zweiten Weltkrieg mit ihm ausgezeichnet.

Rote Fahne auf dem Reichstag

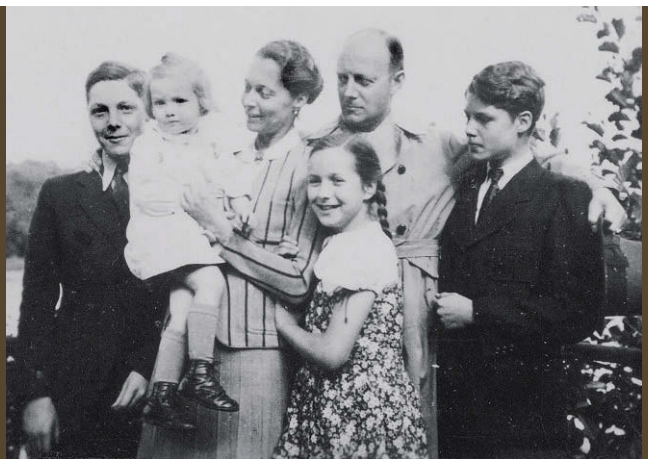
Am 29. April drang ein Stoßtrupp von Rotarmisten in die Reichskanzlei ein. SS-Pioniere töteten sie mit Flammenwerfern. Am Mittag des 30. April verteilte Adolf Hitler Giftampullen an die Anwesenden im Bunker. Um 15:30 Uhr vergiftete sich Eva Braun, Hitler wählte zusätzlich die bereits angekündigte Kugel. Da Stalin auf einer bedingungslosen Kapitulation bestand und nicht auf einem von Goebbels im letzten Augenblick ersuchten Waffenstillstand, ermordeten Joseph Goebbels und seine Ehefrau Magda am 1. Mai zuerst ihre sechs Kinder und nahmen dann selbst Zyankali.

In tagelangen heftigen Kämpfen bemächtigten sich Infanterie-Divisionen der 1. Weißrussischen Front des Reichstagsgebäudes – für Stalin und die Rote Armee war das ein wichtiges Symbol. Bereits am 30. April um 22:40 Uhr flatterte die Fahne der 150. sowjetischen Schützendivision auf dem Dach des Reichstags. Das berühmte Foto vom 2. Mai war aber nachgestellt. Doch an diesem Tag hatte die Schlacht um Berlin ihr Ende gefunden. Die Verluste auf beiden Seiten können nur sehr grob geschätzt werden. Die Zahlen für die Rote Armee bewegen sich um einen Mittelwert von etwa 200.000 Mann, auf deutscher Seite zwischen 50.000 und 90.000.

Für Stalin mag die Eroberung der Stadt ein strahlendes Fanal gewesen sein. Für viele seiner Soldaten war es aber auch einfach die Gelegenheit, Rache zu nehmen, zu plündern oder Frauen zu vergewaltigen. Deshalb konnten die Berliner zwar aufatmen, weil sie den Krieg überlebt hatten, doch die Angst blieb ihr Begleiter. Viel lieber hätten sie die Amerikaner oder Briten als „Befreier“ ihrer Stadt begrüßt. Dass diese schon lange vorher freiwillig den Wettlauf nach Berlin aufgegeben hatten, konnten sie nicht ahnen.

Ralph Kreuzer

WIDERSTANDSKÄMPFER
HENNING V. TRESCKOW



Familienbild: Henning v. Tresckow mit seiner Frau Erika und den vier Kindern. Ein Bild aus besseren Tagen – bald wird der Krieg die Familie zerreißen und den Vater zum bedingungslosen Widerstand gegen Hitler drängen.

Das Gewissen des Offiziers

Von allen Verschwörern aus dem Kreise des Militärs drängte Henning v. Treskow am entschiedensten auf ein Attentat gegen Hitler. Als pflichttreuer Soldat war ihm diese Rolle nicht vorbestimmt, doch angesichts von NS-Verbrechen und drohender Niederlage sah er sich zum Handeln gezwungen – bis es kein Zurück mehr gab.

Der Feldmarschall klang besorgt: „Sie werden doch heute um Gottes Willen nichts unternehmen?“, erkundigte sich Günther v. Kluge, Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte, bei seinem Ia, Oberst Henning v. Tresckow. Die lang ersehnte Gelegenheit zum Losschlagen gegen den „Führer“ schien nun tatsächlich gekommen. Hitler hatte sich überreden lassen, am 13. März 1943 auf dem Rückflug aus der Ukraine einen Zwischenstopp im Hauptquartier der Heeresgruppe im westrussischen Krasny Bor („Roter Nadelwald“) bei Smolensk zu machen.

Tresckow hatte alles vorbereitet, um den Diktator zu töten und den seit einem Jahr geplanten Staatsstreich anlaufen zu lassen. Gut ein Dutzend seiner Offiziere war entschlossen, Hitler trotz schärfster Bewachung niederzuschießen und damit das größte Hindernis zu einem noch halbwegs glimpflichen Ausweg aus dem Krieg zu beseitigen. Die Niederlage von Stalingrad lag erst sechs Wochen zurück und in Tunesien drohte eine weitere deutsche Armee verloren zu gehen.

Auch in Berlin war die militärische Fronde um die Generale Beck, Witzleben, Olbricht, Oster sowie Regierungsrat Hans v. Dohnanyi eingeweiht und fieberte dem Anschlag entgegen. Doch Kluge wollte auf keinen Fall ein Pistolenattentat, weil es ihm angeblich als wenig ehrenhaft erschien. Tatsächlich fürchtete er, im Falle eines Scheiterns des Anschlags selbst dafür zur Verantwortung gezogen zu werden. Wie einige andere Feldmarschälle, darunter auch Erich v. Manstein, der von den Verschwörern umworbene Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Süd, war Kluge über die Ziele der Widerständler orientiert, versagte aber seine volle Unterstützung, bis der sichere Erfolg eingetreten war.

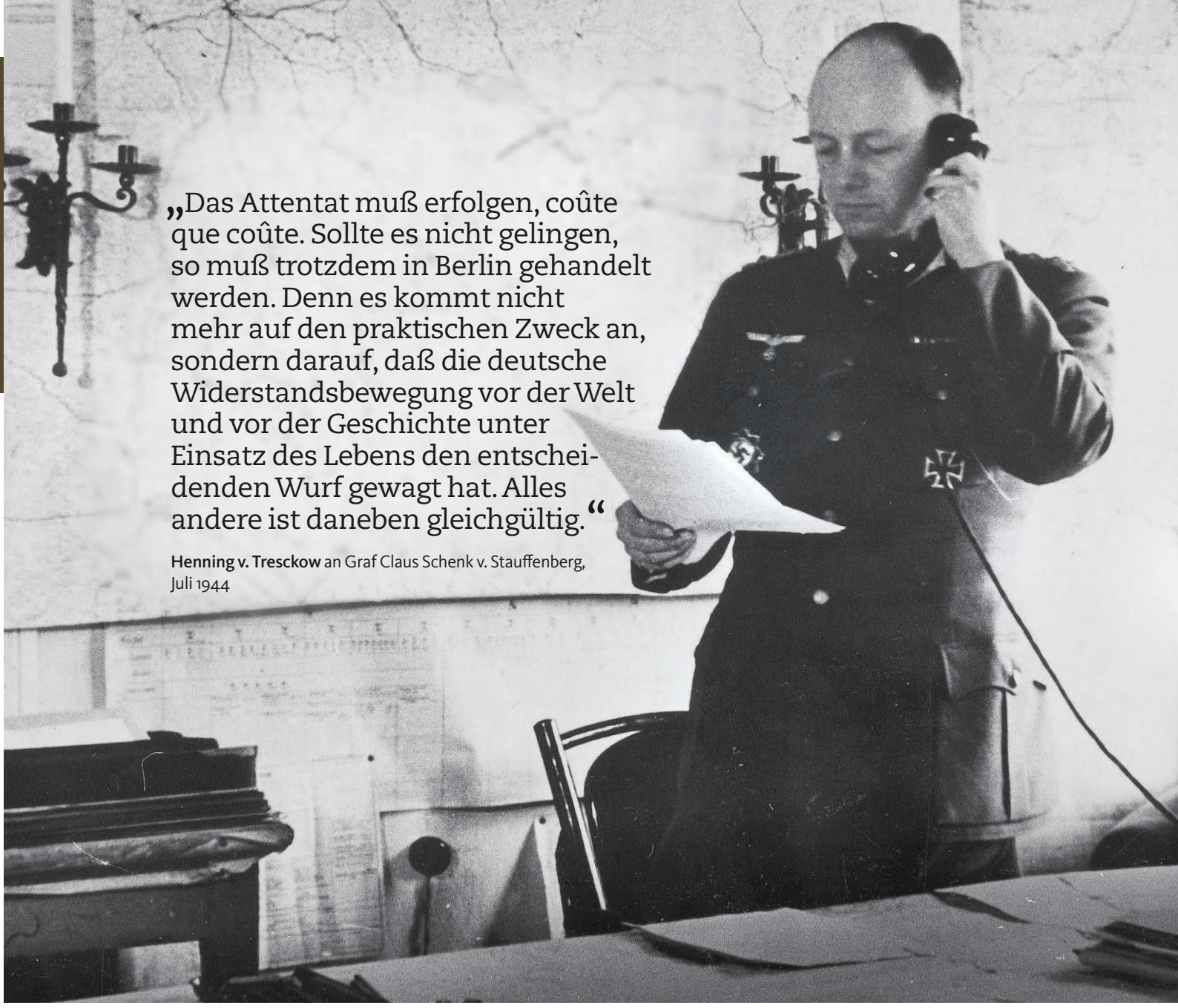
Tresckow hatte jedoch eine Alternative zum Pistolenattentat vorbereitet. Eine Sprengstoffexplosion sollte Hitlers Focke-Wulf 200 (Condor) auf ihrem Rückflug ins ostpreußische Rastenburg zum Absturz bringen. Seit Monaten hatte der Sohn eines preußischen Kavalleriegenerals und Jahrgangsbester der Kriegsakademie mit britischen Sprengstoffen und verschiedenen Zündern experimentiert und schließlich einen Sprengsatz konstruiert, der als unverfängliche Kognaklieferung an einen befreundeten Offizier im Führerhauptquartier in Hitlers Flugzeug geschmuggelt werden konnte. Bei der Übergabe des Pakets auf dem Flughafen drückte Tresckows langjähriger Vertrauter, Oberleutnant Gerd Fabian v. Schlabrendorff, unbemerkt den von außen zu schärfenden Zünder. Dadurch wurde eine Säure freigesetzt, die allmählich die Metalldrähte zerfraß, von denen der Zünder noch zurückgehalten wurde. Auf Höhe von Minsk, so lautete die Berechnung, sollte das Paket etwa eine halbe Stunde nach dem Start detonieren. Tresckows Nerven und die seiner Mitverschwörer waren zum Zerreißen gespannt, doch die erhoffte Meldung der Begleitjäger vom Absturz der Führermaschine blieb aus. Stattdessen ging einige Stunden später die Nachricht ein, dass Hitler ohne Zwischenfälle in Rastenburg gelandet war. Das Attentat auf den Diktator war gescheitert.

> Tresckows Bombe wurde in Hitlers Flugzeug geschmuggelt – doch sie detonierte nicht.

Ein untypischer Preuße

Der Mann, bei dem fast alle Fäden des Staatsstreiches zusammenliefen und der von allen Verschwörern sich am ausdrücklichsten für die Beseitigung Hitlers einsetzte, hatte noch zehn Jahre zuvor im Casino des vornehmen Infanterie-Regimentes Nr. 9 den „Tag von Potsdam“ als Geburt eines neuen Deutschlands begrüßt. 1929 hatte der damalige Oberleutnant v. Tresckow sogar anlässlich eines Abendvortrages vor Offizieren Gottfried Feders

Abb.: Privatbesitz Uta v. Aretin (2)



„Das Attentat muß erfolgen, coûte que coûte. Sollte es nicht gelingen, so muß trotzdem in Berlin gehandelt werden. Denn es kommt nicht mehr auf den praktischen Zweck an, sondern darauf, daß die deutsche Widerstandsbewegung vor der Welt und vor der Geschichte unter Einsatz des Lebens den entscheidenden Wurf gewagt hat. Alles andere ist daneben gleichgültig.“

Henning v. Tresckow an Graf Claus Schenk v. Stauffenberg, Juli 1944

Ideen von der „Brechung der Zinsknechtschaft“ zugestimmt. Nur auf den ersten Blick allerdings erschien der aus der Neumark stammende Spross einer altpreußischen Familie in den Traditionen des untergegangenen Hohenzollernstaates verwurzelt. Henning v. Tresckows Geburtsjahr 1901 hatte nicht nur den Anfang eines neuen Jahrhunderts markiert, sondern auch schon den Beginn einer Moderne, die sämtliche Gewissheiten von Adel und Großbürgertum infrage stellte. Die vor dem Ersten Weltkrieg Geborenen bildeten eine Generation der Suchenden.

So hatte sich der ehemalige Führer eines MG-Zuges an der Westfront anders als viele seiner Kameraden zunächst nicht für die abgeschlossene Welt einer Soldatenlaufbahn entschieden. Stattdessen nahm er nach seiner Freikorpszeit 1920 seinen Abschied aus der Reichswehr, um in Berlin ein Jurastudium zu beginnen. Da er auch Kurse im Bank- und Börsenwesen belegt hatte, fand er Anfang 1923 eine lukrative Anstellung im Potsdamer Bankhaus „Wilhelm Kann“. Seine Tätigkeit als Börsenmakler brachte dem gerade 22-Jährigen nicht nur rasch ein beachtliches Vermögen ein, sondern vermittelte ihm auch eine Perspektive auf die internationale Welt der Hochfinanz, die den meisten seiner späteren Kameraden fehlte. Besonders abwegig erschien ihm daher die weit verbreitete Hoffnung auf eine Erneuerung preußisch-deutscher Großmachtsambitionen durch eine Revision des Versailler Vertrages.

Gleichwohl fiel sein Urteil über die Weimarer Republik und das Parteienwesen eher kritisch aus. Der Parlamentarismus verschärfte nach seiner Ansicht noch die Klassengegensätze und erschien ihm als eine Vergeudung nationaler Kräfte. Die ständige Kritik der Linken an der Reichswehr stieß ihn ab. Als er Ende 1925 sein Vermögen zum Erhalt des heimatlichen Gutes Wartenberg in der Neumark einsetzen musste, entschloss er sich, wieder ins deutsche Heer einzutreten. Zwei Wochen vor seinem Dienstantritt beim Potsdamer Infanterie-Regiment Nr. 9 hatte er am 18. Januar 1926 Erika v. Falkenhayn geheiratet, die Tochter des inzwischen verstorbenen preußischen Kriegsministers und Chefs der Zweiten Obersten Heeresleitung im Weltkrieg.

Konzentriert plante Henning v. Tresckow mehrere Attentate auf den Diktator. In den Jahren 1942/43, als dieses Foto im Hauptquartier der Heeresgruppe Mitte entstand, war er bereits in die führende Rolle des militärischen Widerstandes hineingewachsen.

Frontbesuch: Im Winter 1943/44 informierte sich v. Tresckow über die Situation an der Ostfront, hier in den Pripjetsümpfen. Links von ihm der Befehlshaber der Heeresgruppe Mitte, Generalfeldmarschall Ernst Busch, ein treuer Anhänger Hitlers. Links: Führungsabteilung Gruppe Ia der Heeresgruppe, in der Mitte Henning v. Tresckow.

Wie viele seine Kameraden begrüßte er nach Hitlers Machtergreifung die Wiederherstellung der deutschen Wehrhoheit, auch wenn er zugleich eine Verwässerung der militärischen Qualität befürchtete. Zum Bruch mit dem neuen Regime führte jedoch die sogenannte deutsche Bartholomäusnacht vom 30. Juni 1934, als Hitler und die SS die Führungsspitze der SA zerschlugen. Für den soeben erst zum Hauptmann beförderten v. Tresckow war es ein Schock und ein Schlüsselerlebnis, dass sich ein Regierungsoberhaupt über das Recht gestellt hatte, um zahllose Mordaufträge zu erteilen, denen auch zwei Reichswehrgenerale zum Opfer gefallen waren.

Die sogenannte Blomberg-Fritsch-Krise im Frühjahr 1938 brachte Henning v. Tresckow erstmals in Kontakt mit Vertretern des militärischen Widerstandes. General Erwin v. Witzleben, damals Befehlshaber im brandenburgischen Wehrkreis III, riet dem ernsthaft über seinen Abschied nachdenkenden Offizier, bei der Armee zu bleiben, da Leute wie er dort noch gebraucht würden. Mit der Gestapo und der SS würde noch abgerechnet. Vorerst aber blieb der zu dieser Zeit in der Operationsabteilung dienende v. Tresckow eine Nebenfigur in der militärischen Fronde. Erst das Einknicken der Heeresführung um v. Brauchitsch und Halder vor Hitler in der Herbstkrise 1939 überzeugte v. Tresckow davon, dass nach dem Versagen der Generale nun die Obristen das Heft in die Hand nehmen mussten. Nachdem er den kurzen Polenfeldzug als Ia der 228. Infanterie-Division erlebt hatte, war Henning v. Tresckow im Herbst 1939 in den Stab der Heeresgruppe A versetzt worden, wo er zum zweiten Male unter Erich v. Manstein diente. Der spätere Feldmarschall schätzte zwar das operative Können des Neuzugangs, teilte aber nicht dessen Auffassung, dass Hitler ein „tanzender Derwisch" sei, den man totschießen müsse. Noch reduzierten die militärischen Erfolge des Regimes und die blinde Ergebenheit der Massen zu ihrem „Führer" die Erfolgsaussichten eines Militärputsches.

Seele des Widerstandes

Doch nach dem Scheitern des Russlandfeldzuges im Winter 1941/42 und Hitlers Kriegserklärung an die Vereinigten Staaten dämmerte vielen Offizieren, dass der Krieg nicht mehr zu gewinnen war. Tresckow wuchs nun in die führende Rolle des militärischen Widerstandes. Als Ia der Heeresgruppe Mitte hatte er aus erster Hand erfahren müssen, wie sehr sich bereits die Kräfteverhältnisse zu Gunsten der Feinde des Reiches verändert hatten und weiter veränderten. Noch schien ein glimpflicher Ausgang des Krieges möglich, wenn Hitler, das Haupthindernis für einen raschen Frieden, beseitigt würde. Der am 1. April 1942 zum Oberst beförderte v. Tresckow begann in seinem Stab eine Gruppe von gleichgesinnten Offizieren zu sammeln, zu denen außer seinem Vetter Fabian v. Schlabrendorff auch der Major i. G. Rudolf Christoph Freiherr v. Gersdorff sowie die Freiherren Georg und Philipp v. Boeselager gehörten. Gleichzeitig knüpfte er enge Kontakte zur militärischen Fronde im Reich sowie zu Vertretern des zivilen Widerstandes unter Carl Friedrich Goerdeler und Ulrich v. Hassell und verlieh der schon resignierenden Bewegung neuen Schwung.

Der fehlgeschlagene Versuch vom 13. März 1943 hatte v. Tresckow keineswegs entmutigt. Nur eine Woche später unternahm Major v. Gersdorff einen zweiten Versuch. Sein Plan war, sich zusammen mit Hitler während einer Besichtigung von Beutewaffen im Berliner Zeughaus in die Luft zu sprengen. Doch auch dieses Mal blieb der Erfolg aus, da der misstrauische Diktator schon nach zehn Minuten seinen Rundgang abbrach und die Ausstellung verließ. In den folgenden Monaten verschlechterte sich die Lage der Verschwörer dramatisch. Die Zelle um Oster und Dohnanyi flog auf und die Alliierten forderten in Casablanca die bedingungslose Kapitulation Deutschlands. An den Fronten in Italien und in der Sowjetunion erodierte die Kampfkraft der Wehrmacht, der U-Bootkrieg im Atlantik war verlo-

> Als Tresckow den „Führer" im Radio hörte, wusste er, dass sein Leben verwirkt war.

Zielstrebig: Der spätere Generalmajor 1917 als Fahnenjunker inmitten seiner Kameraden. Dem Militär blieb Tresckow – mit Unterbrechungen – treu.

Abb.: picture-alliance, Privatbesitz Uta v. Aretin (4)

Lagebesprechung beim Stab der Heeresgruppe Mitte. Neben v. Tresckow befinden sich weitere Verschwörer am Tisch: Ganz rechts sein Ordonnanzoffizier Oberleutnant d. Res. Fabian von Schlabrendorff sowie Oberst i. G. Georg Schulze-Büttger (Vierter v. li.), der nach dem Attentat vom 20. Juli 1944 (unten) in Plötzensee hingerichtet wurde.

ren und die alliierte Bomberoffensive auf das Reich intensivierte sich mit jedem Monat.

Henning v. Tresckow war im November 1943 zum Chef des Stabes der 2. Armee ernannt und zwei Monate später zum Generalmajor befördert worden. In seiner neuen Funktion konnte er nicht mehr an der Spitze der Fronde stehen, zumal für ihn und seinen Kreis auch kaum mehr Aussichten bestanden, dem Diktator überhaupt entscheidend nahezukommen. Denen, die nun zu resignieren drohten, hielt v. Tresckow entgegen, dass das Attentat, auch wenn vielleicht schon politisch sinnlos, nunmehr zur moralische Pflicht geworden sei. Obwohl er noch maßgeblich an der Ausarbeitung des Walküreplanes beteiligt war, übernahm in den ersten Monaten des Jahres 1944 der wieder genesende Graf Claus Schenk v. Stauffenberg die maßgebende Rolle in der Verschwörung.

Ein verzweifelter Entschluss

Den neuen Chef des Stabes im Ersatzheer kannte v. Tresckow seit dem Sommer 1941. Beide Offiziere vertraten ähnliche Anschauungen und jeder von ihnen war unbedingt entschlossen, Hitler zu töten. Stauffenberg war jedoch der einzige der Verschwörer, der jetzt Zugang zu Hitlers Lagebesprechung in der Wolfsschanze hatte. Als das Attentat und der anschließende Staatsstreich tatsächlich am 20. Juli gewagt wurden, befand sich v. Tresckow weit entfernt im Hauptquartier seiner hart bedrängten Armee im polnischen Ostrow. Einzelheiten erfuhr er nicht, doch Hitlers nächtliche Rede im Rundfunk gab ihm die Gewissheit, dass Stauffenberg gescheitert war.

Am nächsten Tag fuhr v. Tresckow mit seinem Stabswagen zur Front und begab sich am Nachmittag ins Niemandsland, um sich mit einer Gewehrgranate zu töten. Sein Suizid sollte wie ein Partisanenüberfall wirken. Er wusste, dass die Gestapo nicht lange brauchen würde, um seine zentrale Rolle in der Verschwörung aufzudecken. Auch fürchtete v. Tresckow, unter der Folter andere Mitverschwörer zu belasten. Die Täuschung wirkte nur für wenige Tage, dann wurde seine Leiche in Wartenberg von der Gestapo exhumiert und verbrannt. Seine Frau kam kurzfristig in Haft, blieb aber von weiteren Repressalien verschont, da man ihr keine Mitwisserschaft nachweisen konnte.

Die Bundeswehr tat sich lange schwer mit dem Erbe des militärischen Widerstands. Erst 1961 wurde in Oldenburg-Bümmerstede in Anwesenheit der Witwe eine Henning-von-Tresckow-Kaserne eingeweiht. Ähnlich verweigerte die DDR lange Zeit v. Tresckow und v. Stauffenberg ein ehrendes Gedenken, da dadurch die behauptete Rolle des Kommunismus als alleiniger Träger des antifaschistischen Widerstandes infrage gestellt worden wäre. Nach der Wiedervereinigung wurde das neue Einsatzführungskommando der Bundeswehr in der Henning-von-Tresckow-Kaserne nahe Potsdam untergebracht. Die militärische Opposition gegen Hitler zählt inzwischen zu den Traditionssäulen der deutschen Streitkräfte. *Dr. Klaus-Jürgen Bremm*

HINTERGRUND

Der Griff zum letzten Mittel

Gescheiterte Attentate des militärischen Widerstandes

28. September 1938: Ranghohe Offiziere und Beamte des Auswärtigen Amtes wollen Hitler in der Reichskanzlei erschießen; die Pläne werden aber nach der Unterzeichnung des Münchner Abkommens fallengelassen.

11. November 1939: Der Gesandte Erich Kordt will sich zusammen mit Hitler in die Luft sprengen. Seinem Vertrauten, dem Oberst Hans Oster, gelingt es jedoch nicht rechtzeitig, den nötigen Sprengstoff zu besorgen.

13. März 1943: Henning v. Tresckow ersinnt einen dreiteiligen Plan zur Ermordung Hitlers; der Diktator soll entweder in einem Wald bei Smolensk oder später beim Mittagessen im Hauptquartier der Heeresgruppe Mitte erschossen werden, zur Sicherheit wird noch eine Bombe in Hitlers Flugzeug platziert. Alle drei Vorhaben scheitern.

21. März 1943: Rudolf-Christoph Freiherr von Gersdorff will sich bei einer Vorführung von Beutewaffen in Berlin mit Hitler in die Luft sprengen. Dazu kommt es nicht, weil der „Führer" vorzeitig die Ausstellung verlässt.

11. März 1944: Der Ordonnanzoffizier Hauptmann von Breitenbuch will Hitler bei einem Besuch auf dem Berghof erschießen, wird aber nicht zu ihm vorgelassen.

7. Juli 1944: Bei einem schon mehrfach abgesagten Termin zur Vorführung neuer Wehrmachtuniformen soll sich Generalmajor Hellmuth Stieff mit Hitler in die Luft sprengen, doch Stieff verlässt im letzten Moment der Mut.

11. und 15. Juli 1944: Zwei Bombenattentate auf dem Berghof beziehungsweise in der Wolfsschanze werden kurzfristig abgesagt, weil Himmler (der dabei ebenfalls getötet werden soll) nicht anwesend ist.

20. Juli 1944: Eine von Oberst Claus Schenk Graf v. Stauffenberg in der Wolfsschanze platzierte Bombe detoniert, Hitler wird aber nur leicht verletzt und überlebt. Der militärische Widerstand wird anschließend weitestgehend zerschlagen.

HELIKOPTER BELL UH-1

Hubschrauber

Vor 60 Jahren wurde in den USA ein Mehrzweckhubschrauber konstruiert, der ein neues Kapitel in der Luftfahrttechnik öffnete und bald in Vietnam seine Feuertaufe erleben sollte. In den 1980er-Jahren galt der „Huey“ schon als abgeschrieben, doch er bewährte sich weiter – bei Kampfeinsätzen und humanitären Missionen in aller Welt.

Abb.: picture-alliance (1), Cobatfor

Im Vietnamkrieg wurde die „Huey“ schnell unverzichtbar. Doch gerade in Bodennähe konnte sie leicht zur Zielscheibe werden. Von den etwa 7000 eingesetzten Bell UH-1 gingen Hunderte durch Feindeinwirkung verloren. Schwer bewaffnet mit Maschinengewehren, Granatwerfern oder Mehrfachraketenwerfern eskortierten einige UH-1 die Luftlandeoperationen, bis 1967 die ersten reinen Kampfhubschrauber diese Aufgabe übernahmen.

mit Kultstatus

Arbeitspferd der Army: Als Mehrzweckhubschrauber kann die Bell UH-1 nicht nur Truppen und Verwundete befördern, sondern auch Munition oder Artilleriegeschütze als Außenlast zur Front transportieren. In der Anfangszeit des Vietnamkrieges musste die „Huey" – obwohl nicht dafür ausgelegt – auch die Rolle von Kampfhubschraubern übernehmen.

Wie kaum ein anderer Hubschrauber hat die Bell UH-1 „Huey" mit ihrem charakteristischen knallenden Rotorgeräusch bei Soldaten und Helikopterfans einen bleibenden Eindruck hinterlassen. Mit über 16.000 verkauften Exemplaren an mehr als 70 Nationen ist die Bell UH-1 der erfolgreichste Armeehubschrauber aller Zeiten!

Seit ihrer Einführung am 30. Juni 1959 hat sich die „Huey" bei Kampfeinsätzen und Rettungsmissionen weltweit bewährt. Auch Soldaten der Bundeswehr schätzen diesen unverwüstlichen Hubschrauber sehr; er wird von ihnen wegen seines knatternden Rotorgeräusches liebevoll „Teppichklopfer" genannt. Trotz aller Lobeshymnen verbreiteten einige Kritiker während des Vietnamkriegs das Gerücht, die Bell UH-1 sei als Verbrauchsmaterial für den Krieg in Vietnam entwickelt worden und nach nur 60 Stunden sei die maximale Nutzungsdauer erreicht. Sogar Experten prophezeiten Anfang der 1980er-Jahre der „Huey" das Einsatzende in spätestens 20 Jahren. Alle wurden eines Besseren belehrt. Auch heute, nach über 50 Jahren, steigt die gute alte „Huey" noch immer sicher in die Lüfte und genießt mittlerweile Kultstatus.

Zwei Konkurrenzmodelle

Die Erfolgsgeschichte verdankt dieser symbolträchtige Helikopter eigentlich einem glücklichen Umstand während der Ausschreibungsphase der US Army und der US Air Force Mitte der 1950er-Jahre. Zu dieser Zeit lief die Bell UH-1 noch unter der Projektbezeichnung XH-40 (Bell Modell 204).

> Bei der Bundeswehr wird der Hubschrauber liebevoll „Teppichklopfer" genannt.

Die „Huey" von Bell musste sich mit einem Konkurrenzmodell, der Kaman H-43 „Huskie", messen. Beide Hubschrauber waren vom Anforderungsprofil ebenbürtig und auch technisch nahezu identisch. Niemand der verantwortlichen Militärs wollte eine Entscheidung treffen. So ist es dem damaligen US Secretary of the Army Wilber M. Brucker (1894–1968) zu verdanken, der sich in letzter Minute für den Entwurf aus dem Hause Bell entschied. Ausschlaggebend war eine Frage, die er an die anwesenden Militärs in seinem Büro im Pentagon richtete. Demnach fragte er in die Runde: „Bell – sind das nicht die, die schon diesen kleinen Glaskanzelhubschrauber (gemeint war die Bell 47) gebaut haben, der vielen unserer Jungs in Korea das Leben gerettet hat?" Nachdem ihm dies bestätigt wurde, fragte er weiter: „Und was hat die Firma Kaman gebaut, was wir in Korea eingesetzt haben?" Als Brucker daraufhin mitgeteilt wurde, dass Kaman während des Koreakrieges keinen Hubschrauber eingesetzt hatte und er ohne Rücksicht auf die vorliegenden Testergebnisse zwischen den beiden Optionen entscheiden dürfe, fiel die Wahl auf die Firma Bell.

Dass die Bell UH-1 den Beinamen „Huey" erhalten hat, ist auf die geän-

HINTERGRUND

Die „Huey" in Vietnam

Die 1st (US) Cavalry Division wurde zu Beginn des Vietnamkrieges zur reinen luftbeweglichen Division umstrukturiert. Ihre Besonderheit war die hohe Mobilität durch Hubschrauber. Während der Kämpfe im vietnamesischen la-Drang-Tal am 14. November 1965 setzten 16 Bell UH-1 in mehreren Wellen vier Kompanien eines Infanterieregiments in einer Landezone ab, die die Größe eines Fußballfeldes hatte. Die Schlacht diente 2002 als Vorlage für den Film „Wir waren Helden" von Randall Wallace.

Kurz vor dem Absetzen hielten sich die Soldaten mitunter in der geöffneten Seitentür bereit. So konnten sie am Ziel abspringen, ohne dass die „Huey" landen musste.

Abb.: Sammlung W. Mühlbauer (2), Sammlung H. Ringlstetter (2), Darz Mol

derte einheitliche Bezeichnung für Fluggeräte von XH-40 auf XHU-1 (HU/Helicopter Utility = Mehrzweckhubschrauber) der US Army zurückzuführen. Werden die beiden Buchstaben HU zusammen in Englisch ausgesprochen, ergibt sich das etwas komisch klingende Wort „Huey". Bis sich 1962 die Bezeichnung endgültig auf UH-1 änderte, hatte sich der Begriff „Huey" schon in den Köpfen eingebrannt. Aus traditionellen Gründen haben sämtliche Hubschrauber der US Army den Beinamen eines Indianerstammes. Daher trägt die Bell UH-1 eigentlich den Namen des Irokesenstammes „Iroquios".

Ideales Transportmittel

Die Entwicklung der Bell UH-1 begann 1954. Erfahrungen aus dem Koreakrieg zeigten: Hubschrauber sind ein ideales Transportmittel, um Soldaten und Material an die Front zu bringen. Allerdings wiesen die in Korea eingesetzten Hubschrauber Bell 47 „Sioux" und Sikorsky S-55 „Chickasaw" noch deutliche Schwächen auf. Besonders die geringe Nutzlast und Reichweite waren Kritikpunkte der Army. Das Hauptproblem bestand im Antrieb der damals verfügbaren Helikoptermodelle: Die verwendeten Verbrennungsmotoren ergaben nicht die gewünschte Leistung. Mehr Leistung bedeutete auch zwangsläufig größere und schwerere Motoren – womit sich der angestrebte positive Effekt wieder relativiert. Somit wurde klar, dass sich die Forderungen der Army nur mithilfe eines kleineren und leistungsstärkeren Triebwerks verwirklichen ließen.

Eine Lösung für das Problem glaubten Ingenieure in den Eigenschaften von Strahltriebwerken zu finden. Hierbei stellten sich die Erfahrungen von Dr. Anselm Franz (1900–1994), einem deutschen Ingenieur und Wissenschaftler, als sehr nützlich heraus. Franz arbeitete während des Zweiten Weltkriegs bei den Junkers & Co. Motorenwerken. Dort war er an der Entwicklung des ersten in Serie gefertigten Strahltriebwerks, dem Jumo 004, beteiligt. Dieses Triebwerk wurde unter anderem beim Jagdflugzeug Messerschmitt Me 262 eingesetzt. Franz kam nach Kriegsende unter dem „Paperclip-Programm" in die USA, wo er seine Kenntnisse der Firma Avco Lycoming zur Verfügung stellte. Für Lycoming eine willkommene Bereicherung, da sich die Firma mit der Entwicklung von Turbinen für Flugzeuge und Fahrzeuge beschäftigte.

HINTERGRUND

Neue Einsatztaktik

Der US-General Hamilton H. Howze (1908–1998) arbeitete Anfang der 1960er-Jahre am Ausbildungs- und Trainingszentrum der amerikanischen Heeresflieger an neuen Konzepten für Hubschrauberangriffstaktiken. Seine Vorschläge im Bereich der Luftmobilität des Heeres wurden in der 1963 neu aufgestellten 11th Air Assault Division erprobt. Er gilt als Gründer der amerikanischen „Luftkavallerie" und hinterließ einen bis heute gültigen taktischen Begriff: „Luftbeweglichkeit". Nach seiner Militärzeit war Howze noch lange Zeit Geschäftsführer und Berater bei Bell Helicopters.

Die Firma Bell Aircraft Corporation (später Bell Helicopters) erprobte Anfang der 1950er-Jahre Turbinentriebwerke an Hubschraubern. Mit Lycoming fand Bell einen geeigneten Partner zur Verwirklichung eines mit Turbine angetriebenen Hubschraubers. Am 20. Oktober 1956 war es dann so weit: Der erste XH-40 Prototyp, ausgerüstet mit einem 700 PS starken XT-53-Triebwerk von Lycoming, stieg zum Jungfernflug in die Luft. Damit war die „Huey" weltweit der erste Hubschrauber mit Turbinentriebwerk. Noch während der Erprobung verbesserte man den Antrieb, sodass die ersten Serienmaschinen (Bell HU-1A) am 30. Juni 1959 mit auf 770 PS reduzierten T-53-L-1A-Triebwerken an das 101st Aviation Battalion „The Comancheros" ausgeliefert wurden.

Der neue Hubschrauber erfüllte fast alle Anforderungen – bis auf die Fähigkeit, eine komplett ausgerüstete

Die 101st Airborne Division der US-Army war eine der ersten Einheiten, bei denen die Bell UH-1A in Dienst gestellt wurde. Als der Hubschrauber mit der Army nach Vietnam kam, stieg er rasch zum Symbol für das dortige US-Engagement auf.

HINTERGRUND

Hilfe aus der Luft

Die wichtigsten Einsätze deutscher Bell UH-1D:

- Erdbeben Norditalien (1976)
- Kurdenhilfe Türkei (1991)
- UNOSOM Somalia (1993/94)
- IFOR Kroatien (ab 1996)
- Oder-Hochwasser Deutschland (1997)
- SFOR Bosnien-Herzegowina (ab 1998)
- Lawinenunglück Galtür Österreich (1999)
- KFOR Kosovo (ab 1999)

Ausgedient: Auch beim Transporthubschrauberregiment 30 in Niederstetten wird der Bell UH-1D bald vom Nachfolgemodell NH90 abgelöst.

Infanteriegruppe zu transportieren. Bell reagierte darauf mit dem Modell 205, eine Version mit einem um 1,03 Meter verlängerten Rumpf. Das neue Modell 205 (Bell UH-1D) erhielt das 1100 PS starke T53-L-11-Triebwerk. In der sechs Quadratmeter großen Kabine finden 13 Soldaten mit Ausrüstung oder sechs Krankentragen mit einem Sanitäter Platz. Die Serienfertigung der UH-1D begann 1963. Bis 1967 wurden 2000 Maschinen ausgeliefert. Von 1963 bis 1964 konnte die Bell UH-1D zehn anerkannte Rekordflüge verbuchen, darunter den Geschwindigkeitsrekord für Hubschrauber der Gewichtsklasse 1,7 bis 3,0 t von 234,9 km/h am 16. September 1964.

Defensive und Angriff

Die Einführung von Hubschraubern beim Militär führte auch zu neuen Einsatztaktiken. Einige hohe Militärs – etwa General Hamilton H. Howze – erkannten, dass sich mit diesem fliegenden Truppentransporter neue Möglichkeiten ergaben. Mit einigen Hubschraubern ließ sich schnell die Truppenkonzentration an einem Frontabschnitt erhöhen. Denn nun war es möglich, ganze Infanteriekompanien in kurzer Zeit von einem Ort zum anderen zu fliegen. Aber nicht nur in der Defensive zeigten sich Hubschrauber als hervorragendes Einsatzmittel. Insbesondere im Angriff konnte der Überraschungseffekt durch das plötzliche Auftauchen der Helikopter voll ausgespielt werden.

Nach Kriegseintritt der USA in Vietnam trafen im April 1965 die ersten „Hueys" vom 101st Aviation Battalion in Soc Trang/Vietnam ein. Schon während der ersten Einsätze zeigte sich, dass die Hubschrauber beim Absetzen von Truppen am Boden sehr verwundbar waren. Es fehlten Kampfhubschrauber, die als bewaffneter Begleitschutz in Gefechte eingreifen konnten. Da erst ab Sommer 1967 die ersten reinen Kampfhubschrauber, die AH-1G „Huey Cobra", zur Verfügung standen, baute man einige UH-1 zu sogenannten schwer bewaffneten „T-Bird Gunships" um. Ihre Aufgabe war es, entweder die Landezone mit Raketen- und Granatwerfern kurz vor der Anlandung feindfrei zu kämpfen. Oder Bordschützen sicherten mit lafettierten Maschinengewehren an der offenen Tür, während ihre Kameraden abgesetzt wurden. Mit der ständig wachsenden Aufgabenpalette mauserte sich die „Huey" mehr und mehr zum „Mädchen für alles".

Blick ins Cockpit: Hier ist ein Ausschnitt des Instrumentenbretts im Heereslayout (NTF) zu sehen. Zwischen der Mittelkonsole und dem Piloten befindet sich der Pitch-Hebel, mit dem sich der Anstellwinkel der Rotorblätter verändern lässt.

So ist es nicht weiter erstaunlich, dass während des Vietnamkrieges der Bedarf an Helikoptern enorm anstieg. Hohe Verlustraten durch Abschüsse und Unfälle spielten ebenfalls eine Rolle. Fast 2500 „Hueys" gingen in dieser Zeit verloren. Dies rief Kritiker auf den Plan, die Hubschrauber lediglich als „Kanonenfutter" betrachteten. Dazu Howze: „Werden Hubschrauber töricht eingesetzt, wird ein gut ausgerüsteter Feind sie natürlich vernichten können. Verwendet man sie aber kühn und geschickt, können sie ihren militärischen Auftrag unter vertretbaren Verlusten voll ausführen." Um die hohen Verluste auszugleichen, stiegen die Produktionszahlen von anfänglich 75 auf später 150 Maschinen pro Monat.

Helikopter für die Bundeswehr

Anfang der 1960er-Jahre plante man in Deutschland, neue leichte Transporthubschrauber für die Bundeswehr und den Bundesgrenzschutz zu beschaffen. Die Pläne sahen mehr als 360 neue Hubschrauber für Heer (204), Luftwaffe (132) und Marine (27) vor. Im Sommer 1963 startete ein Truppenversuch an der Heeresfliegerwaffenschule mit vier Modellen: Bell UH-1D (US), Alouette III (FR), Super Frelon (FR) und Sikorsky S-61R (US). Die Entscheidung fiel am 18. Januar 1965 zugunsten der UH-1D. Deutschland handelte einen Drei-Phasen-Lizenzvertrag aus und ließ die Maschinen in den Dornier Werken in Oberpfaffenhofen zusammenbauen und die Triebwerke in der Firma KHD in Oberursel fertigen. Zusammen mit der Lizenzfertigung wurde auch die komplette logistische Betreuung (also Ersatzteilversorgung, Materialerhaltung, Handbücher und Versorgungsnummern) dem Bundeswehr-Materialamt übertragen. Damit

war die Bell UH-1D das erste Waffensystem bei der Bundeswehr, das auf einer deutschen Grundlagenvorschrift erstellt und erhalten wurde.

Das Ende der „Huey-Ära“

Am 9. Februar 1968 übernahm das Hubschraubertransportgeschwader 64 auf dem Fliegerhorst Penzing/Lech die ersten Bundeswehr „Huey“. Etwa zu dieser Zeit stieg die Marine aus dem UH-1D-Programm aus und erhielt stattdessen ab 1975 den „Sea King“ Mk 41. Im Laufe ihrer Dienstzeit musste die „Huey“ eine Vielzahl an Maßnahmen über sich ergehen lassen, die ihre Modernisierung und eine längere Nutzungsdauer zum Ziel hatten. Neben neuen Hauptrotorblättern aus Faserverbundstoff erhielt ein Teil der Flotte technische Geräte für den Nachttiefflug und Flüge nach Instrumentenflugregeln. Diese Ausrüstung wurde notwendig, um an „Out of Area-Einsätzen“ in internationalen Lufträumen teilnehmen zu dürfen.

Bereits Mitte der 1980er-Jahre zeichnete sich ab, dass kein Nachfolgemodell für die UH-1D in den kommenden 15 bis 20 Jahren verfügbar sein würde. Weil sich insbesondere die Einführung des Nachfolgemusters NH90 mehrfach verzögerte, erschien es notwendig, eine Nutzungsplanung der „Huey“ über das Jahr 2010 hinaus aufzustellen. Mehr als 800 Änderungen wurden seit ihrer Einführung bei der Bundeswehr vorgenommen. Trotz aller „Lebenserhaltungsmaßnahmen“ ist ein Ende der „Huey-Ära“ bei der Bundeswehr unausweichlich. Die Luftwaffe verabschiedete die Bell UH-1D bereits am 19. Dezember 2012. Derzeit nutzen nur noch zwei Transporthubschrauberregimenter des Heeres sowie der Rettungsdienst (SAR) den Hubschraubertyp. Nach heutigem Stand werden die letzten Maschinen noch bis 2017 in Dienst bleiben. Im Laufe ihrer Dienstzeit war die „Huey“ der Bundeswehr an zahlreichen Manövern, militärischen und humanitären (Hilfs-) Einsätzen beteiligt. Egal, ob bei -40 Grad in Norwegen oder bei Temperaturen von über +40 Grad in Somalia, auf die zuverlässige UH-1D war immer Verlass! *Clemens Niesner*

Abseiltechnik: Falls das Gelände eine Landung nicht zulässt, können Soldaten mit Seilwinden abgeseilt werden – sogar zusammen mit Diensthunden. Diesen Vorgang nennt man auch „Fast-Roping“.

Bell UH-1D sind auch beim Such- und Rettungsnotdienst (SAR) der Bundeswehr im Einsatz.

ZAHLEN, DATEN, FAKTEN

Bell UH-1D der Bundeswehr

Die Bell UH-1D ist ein mittlerer Transporthubschrauber der 1,5-t-Klasse. Bei der Bundeswehr wird er als leichter Transporthubschrauber (LTH) eingestuft. Eingesetzt wird die UH-1D als Mehrzweckhubschrauber mit 15 Sitzplätzen.

Triebwerk:	Avco Lycoming T53-L-13 (1044 kW/1420 PS)
Höchstgeschwindigkeit:	222 km/h
Dienstgipfelhöhe:	4150 m
Reichweite:	ca. 500 km
Leergewicht:	2315 kg
Zuladung:	max. 2 t (Crew, Kraftstoff, Ausrüstung und Außenlast)
Gesamtlänge:	17,41 m
Rotordurchmesser:	14,63 m
Höhe:	4,82 m

Abb.: Clemens Niesner (3), H. Ringlstetter/Aviaticus

GENERAL CUSTERS LETZTE SCHLACHT

George Armstrong Custer zählt zu den umstrittensten Persönlichkeiten der US-Militärgeschichte. Als Generalmajor der United States Army nahm er am Sezessionskrieg teil, in den Indianerkriegen soll er Repressalien befohlen haben. Sein Kampf am Little Bighorn machte ihn zur Legende.

Tödlicher Übermut

In der Schlacht am Little Bighorn River 1876 errangen die Indianer einen überragenden Sieg über die Truppen des legendären George Armstrong Custer. Dem voraus ging ein fataler Fehler des Generals – wie ein einfacher Zettel beweist.

Ein paar Worte nur, hastig notiert auf einen kleinen Zettel: „Benteen, auf geht's. Großes Dorf. Beeilen Sie sich. Bringen Sie Packs (gemeint war Munition, Anm. d. Red.) mit." Die Weisung stammte von dem US-Kavallerie-Kommandeur George Armstrong Custer, aufgeschrieben hatte sie sein Adjutant William Cooke. Ein Kurier überbrachte die Handschrift. Captain Frederick Benteen wiederholte die Worte am oberen Zettelrand. Doch er hat diesen Befehl nicht befolgt …

Amerikas Nordwesten im Jahr 1876: Noch gab es Indianerstämme, die sich nicht in Reservate zwängen lassen wollten, darunter die Lakota-Sioux, die Arapaho und die Cheyenne. Ihre Häuptlinge hießen Sitting Bull, Crazy Horse oder Big Foot. Sie hatten auch nicht vor, dem weißen Mann die Black Hills zu verkaufen, wo man Gold gefunden hatte. Diese Berge im heutigen South Dakota galten den Indianern als heilig; hier war nach ihrem Glauben der Mittelpunkt der Welt.

Daher wurden Streitkräfte in die Region entsandt, um für Ordnung zu sorgen. Die Ordnung von Geschäftsleuten und Goldgräbern. Unter den Indianerjägern war auch General Custer mit seiner 7. Kavallerie, die als Vorhut der Brigade von General Alfred Terry am 17. Mai 1876 das Fort Abraham Lincoln im Dakota-Territorium verließ. Sie vermuteten Sitting Bull und Crazy Horse im Yellowstone-Gebiet, im Südosten des heutigen Montana. Ein mitreisender Journalist in dem 640 Mann starken Tross schrieb damals: Bald „werden wir gewiss auf die roten Teufel gestoßen sein und mit ihnen gekämpft haben".

> Custers Befehl kam durch, doch er wurde vom ranghöheren Offizier aufgehoben.

Fünf Wochen später entdeckten Custers indianische Scouts Spuren. Sie erkannten, dass es sich um eine sehr große Ansammlung von Sioux handeln musste, bis zu 8000 Menschen, darunter 2000 Krieger. Custer folgte den Indianern ins Tal des Little-Bighorn-Flusses. Er ignorierte die Warnungen seiner Scouts, lieber auf Terrys nachrückende Truppen zu warten. Und weil der General nicht wusste, wo genau die „Rothäute" sich aufhielten, unterteilte er am 25. Juni sein Regiment in drei Bataillone. Captain Benteen schickte er flussaufwärts, Mayor Marcus A. Reno flussabwärts – und selber ritt er mit 225 Mann durch die Hügel östlich des Little Bighorn River.

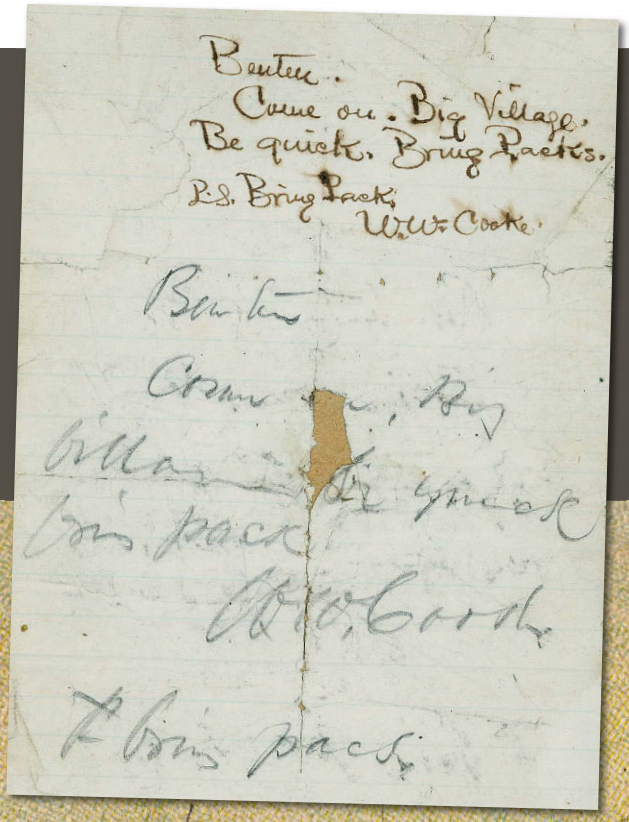
Als Custer dann das erste Mal auf die gewaltige Wigwam-Siedlung blickte, ließ er Benteen die von seinem Adjutanten geschriebene Nachricht zukommen. Doch Mayor Reno hatte das Indianerlager an seinem Südende bereits angegriffen – und die Kampfkraft des Feindes dramatisch unterschätzt. Er konnte sich mit seinen Männern gerade noch auf die andere Seite des Flusses retten, als Benteen zu ihm stieß. Der ranghöhere Reno wiederum hob Custers Befehl an Benteen auf; er verlangte, dass der Captain ihn bei der Abwehr der Indianer unterstützte.

Was dann auf Custers Seite geschah? Er ließ wohl auf eigene Faust angreifen – obwohl Sitting Bulls Krieger ihn schon fast eingekesselt hatten. Weder Custer noch irgendeiner seiner Männer überlebte die nächste Stunde. Die schlimmste Niederlage im Indianerkrieg war perfekt. General Custer wurde 1877 auf dem Gelände der West Point-Akademie im Bundesstaat New York beigesetzt. In der Bibliothek der Akademie wird heute auch ein zerschlissenes Papier zur Schau gestellt: Es ist der Zettel mit Custers letzter Nachricht.

Ralph Kreuzer

Die letzte Fahne von Custers Regiment fand man drei Tage nach der Schlacht unter einem toten US-Soldaten. 2010 wurde sie bei Sotheby's für die stolze Summe von umgerechnet 1,7 Millionen Euro an einen anonymen Bieter versteigert.

Abb.: picture-alliance (4), Courtesy of the West Point Museum Collection, United States Military Academy


Benteen.
Come on. Big Village,
Be quick. Bring Packs.
P.S. Bring Packs
W.W. Cooke.

Sitting Bull war Häuptling der Hunkpapa-Lakota-Sioux und organisierte jahrelang den Widerstand gegen die US-Politik, die auf die Entrechtung der Indianer zielte. Er lieferte seinen Kriegern die entscheidende Inspiration für die Schlacht am Little Bighorn, nahm selbst aber nicht daran teil.

Custers Hilferuf ist auf diesem Zettel verewigt; im Original ist das Papier 20 x 12 Zentimeter groß. Weil er ungehört blieb, fanden sich Custer und seine Männer bald auf verlorenem Posten wieder (unten): Die siegreichen Indianer ließen niemanden am Leben.

DER FALKLANDKRIEG 1982

Abb.: picture-alliance, Sammlung JMH (2), Grafik: Anneli Nau

Am 2. April 1982 besetzten argentinische Eliteeinheiten im Handstreich die Falklandinseln. Damit konnte niemand rechnen, die Überraschung war perfekt – und ganz Argentinien lag im Freudentaumel. „Las Malvinas", wie die Inseln dort genannt werden, sollten von nun an wieder zum argentinischen Mutterland gehören! Generationen hatten auf diesen Tag gewartet, hatten sehnsüchtig an die raue Inselgruppe gedacht, die knapp 400 Kilometer vor ihrer Küste einsam im Südatlantik lag.

Und sie hatten dabei die imperialistischen Briten verflucht, deren Banner seit dem Jahr 1833 über den Falklands flatterte und die „las Malvinas" als Kronkolonie beanspruchten. Sicherlich, die wenigen Hundert Inselbewohner fühlten sich als Briten und wollten es auch bleiben. Aber das schien in diesen aufgewühlten Tagen nebensächlich, und überhaupt: Die Queen im fernen Großbritannien würde sich die Falklands sicher nicht zurückholen – oder doch?

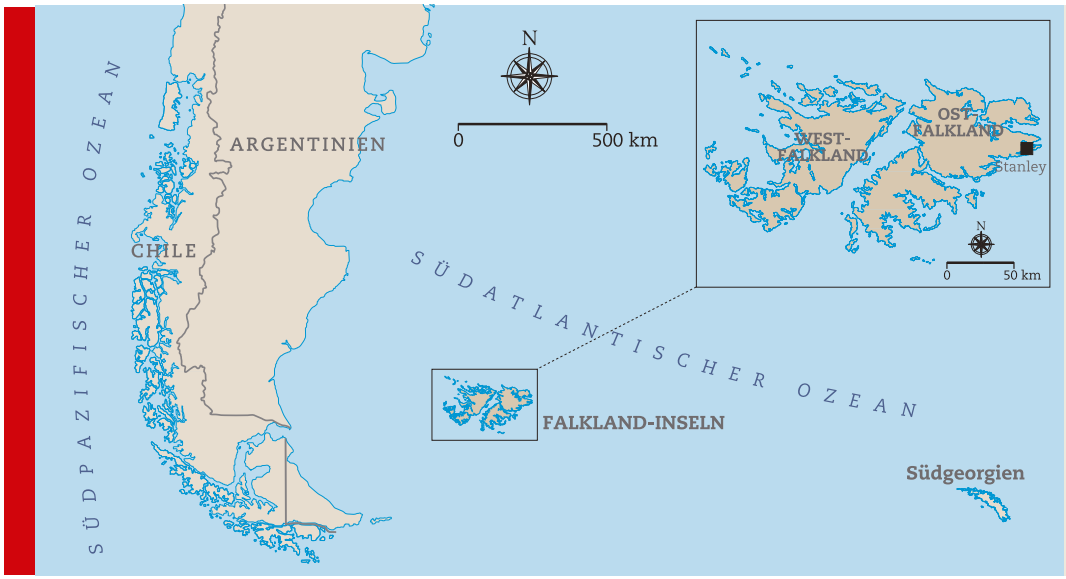
Tatsächlich wussten zu diesem Zeitpunkt die meisten Briten nicht einmal, wo die Inseln überhaupt lagen. Selbst für US-Präsident Reagan waren sie nichts weiter als ein „paar kahle, kalte Felsen irgendwo im Südatlantik". Der Chef der Militärjunta in Buenos Aires, General Leopoldo Galtieri, sah hingegen die historische Verpflichtung erfüllt, den Souveränitätsanspruch über die Falklandinseln wieder herzustellen.

An einer friedlichen Lösung dieses Streits arbeiteten beide Länder seit den 1970er-Jahren mehr oder weniger konstruktiv. Am Ende scheiterte eine Lösung, die die Rückverpachtung des Eilandes vorsah, jedoch am Widerstand der Inselbewohner. Innenpolitisch angesichts ihres rapiden Popularitätsverfalls unter Druck, wollte die seit 1976 regierende Militärjunta dem diplomatischen Geplänkel endlich Taten folgen lassen. Innerhalb der Junta tüftelte der Oberbefehlshaber der Marine, Admiral Anaya, bereits seit Jahren an Plänen für eine Invasion, die 1982 in der zweiten Jahreshälfte realisiert werden sollte.

Doch bereits Ende März beschleunigte sich die Entwicklung, als argentinische Arbeiter auf der ebenfalls zu Großbritannien gehörenden (und fast unbewohnten) Inselgruppe Südgeorgien an Land gingen (siehe Zeittafel S. 36). In der Folge kam es zu einem heftigen diplomatischen Schlagabtausch zwischen beiden Ländern. Eine Petitesse, doch für die Militärjunta war dadurch ein gesichtswahrendes Stillhalten nicht mehr möglich und man entschloss sich, die Invasion zeitlich vorzuziehen. Man erhoffte sich dadurch einen Befreiungsschlag und

> Als die Argentinier die Inseln besetzten, brach in ihrer Heimat lautstarker Jubel aus.

Die Antwort der Briten ließ nicht lange auf sich warten: Am 21. Mai gingen 3000 Fallschirmjäger und Royal Marines in der Bucht von San Carlos an Land. Zu diesem Zeitpunkt war längst klar geworden, dass sie mit erheblicher Gegenwehr zu rechnen hatten.



ZUR LAGE

Zankapfel im Meer

Die Falklandinseln liegen 395 Kilometer vor der südargentinischen Küste, sie bestehen aus zwei Hauptinseln und zirka 200 kleinen Eilanden. West- und Ostfalkland sind jeweils etwa 6000 Quadratkilometer groß. Ab dem 18. Jahrhundert wechselten die Inseln mehrfach ihre kolonialen Besitzer. 1820 meldete Argentinien seine Ansprüche an, doch Großbritannien behauptete sich und richtete 1837 eine Kolonialverwaltung ein. Mit der Besetzung 1982 wollte Argentinien dieses „Unrecht" revidieren. Bis heute hält das Land seine Ansprüche aufrecht.

Voller Optimismus waren die argentinischen Soldaten, als sie am 2. April 1982 die Falklandinseln besetzten. Brigadegeneral Mario Benjamin Menéndez (rechts) traf fünf Tage später in Port Stanley ein. Als Kommandeur des Ersten Armeekorps wollte er die Herrschaft über die Falklands an sich reißen und erklärte sich selbst am 26. April zum Gouverneur. Doch schon sechs Wochen später musste er gegenüber den Briten die – wenn auch nicht „bedingungslose" – Kapitulation erklären.

Drama am Ende der Welt

Im Krieg um die Falklandinseln haben beide Parteien hoch gepokert: Die Argentinier gingen nicht davon aus, dass die Briten für die Inseln Blut vergießen würden. Und die Briten rechneten nicht wirklich damit, bei der Rückeroberung auf ernsthaften Widerstand zu stoßen. Ein Irrtum mit tödlichen Folgen.

Der britische Zerstörer HMS SHEFFIELD wurde am 4. Mai von einem Exocet-Seezielflugkörper getroffen und brannte – trotz der Löschhilfe der HMS ARROW (links) – vollständig aus. Am 8. Juni kamen bei einem Luftangriff auf das Landungsschiff SIR GALAHAD 47 britische Seeleute ums Leben, mehr als hundert wurden verletzt (rechts).

sah sich hierfür sehr gut vorbereitet: Die Luftwaffe umfasste, dank französischer und englischer Waffenlieferungen, inzwischen rund 200 moderne Kampfjets (darunter 19 Mirage III und 5 Super Etendard). Außerdem hatte man die noch aus dem Zweiten Weltkrieg stammenden Kreuzer und Zerstörer inzwischen mit moderner Feuerleit- und Radartechnik versehen und zusätzlich von Frankreich einige moderne Korvetten mit Exocet-MM38-Flugkörpern erworben. Die Gefahr einer militärischen Reaktion der Briten stufte die Führung als gering ein – angesichts der beträchtlichen Budgetkürzungen im Londoner Verteidigungsbudget und der nur noch symbolischen Präsenz auf den Falklands.

Schwer bepackt: Die Landungssoldaten der Kommandoeinheiten der britischen Royal Marines hatten rund 40 Kilogramm Kampfgepäck am Mann.

Die Armada sticht in See

Hier unterlag die Junta einem fatalen Irrtum! Premierministerin Margaret Thatcher reagierte entschlossen: Um den diplomatischen Bemühungen zur Lösung der Krise den notwendigen militärischen Druck folgen zu lassen, verließ am 5. April ein erster Marineverband mit den Flugzeugträgern HMS HERMES und HMS INVINCIBLE den englischen Hafen Portsmouth. In den folgenden Tagen stießen weitere Flotteneinheiten hinzu. Mit der „Operation Corporate“ wurde schließlich eine gewaltige Armada zu den 14.800 Kilometer entfernten Inseln in Marsch gesetzt: Sie umfasste 36 Kriegsschiffe, 67 Begleitschiffe und fast 29.000 Soldaten. Im Rahmen des völlig überhasteten Aufmarsches sah man sich gezwungen, bereits außer Dienst gestellte Marineeinheiten (wie den Träger HERMES) zu reaktivieren. Zivile Schiffe mussten herhalten, um zusätzlichen Transportraum für Soldaten und militärisches Gerät zu gewinnen. Es fehlte an Geheimdienstinformationen über den Gegner, eine operative Angriffsstrategie konnte erst während der Fahrt ausgearbeitet werden.

Als der Marineverband nach drei Wochen im Zielgebiet eintraf, waren auf Ostfalkland die ursprünglich 1000 Mann starken argentinischen Besatzungstruppen durch eingeflogene Heereseinheiten auf rund 12.800 Soldaten verstärkt worden. Für das britische Oberkommando begann mit Blick auf den anstehenden antarktischen Winter ein Wettlauf gegen die Zeit. Denn kein Flottenverband dieser Größe lässt sich, angesichts notwendiger technischer Überholungen, über mehrere Wochen unter solch widrigen klimatischen Bedingungen zusammenhalten.

Nachdem die Briten das ebenfalls von Argentinien beanspruchte Südgeorgien am 26. April 1982 symbolisch zurückerobert hatten, begannen sie ihre Landungsoperation auf den Falklands strategisch vorzubereiten. Zu diesem Zweck stiegen am 1. Mai auf der kleinen britischen Atlantikinsel Ascension Bomber vom Typ Avro 698 Vulcan auf, flogen rund 7000 Kilometer Richtung Südwesten nach Ostfalkland und bombardierten den Flughafen von Port Stanley. Dadurch verkleinerte sich der Aktionsradius für die argentinischen Kampfflugzeuge vom Typ „Super Etendard“ und „Skyhawk“ erheblich, da die Maschinen zu ihren Einsätzen gegen die britischen Seestreitkräfte nur noch vom Festland aus starten konnten.

Eskalation des Seekrieges

Schon bald geriet die militärische Konfrontation in eine gefährliche Phase. Am 2. Mai versenkte ein Torpedo des britischen Atom-U-Bootes HMS CONQUEROR den über 40 Jahre alten, aber modernisierten argentinischen Kreuzer ARA GENERAL BELGRANO. 323 Besatzungsmitglieder

ZEITTAFEL

Chronologie der Ereignisse

11. März	Ein argentinischer Marinetransporter läuft für einen Verschrottungsauftrag mit Arbeitern nach Port Leith (Südgeorgien) aus.
20. März	London beordert das Eispatrouillenschiff ENDURANCE nach Südgeorgien.
23. März	Zum Schutz der argentinischen Arbeiter trifft die BAHIA PARAISO mit Marineinfanteristen auf Südgeorgien ein; hierauf folgt eine scharfe britische Protestnote.
28. März	Argentinische Kriegsschiffe nehmen Kurs auf die Falklandinseln.
30. März	London reagiert mit der Entsendung von drei Atom-U-Booten.
02. April	Argentinische Invasion der Falklands, Landung in Port Stanley.
05. April	Erster britischer Marineverband verlässt Portsmouth.
26. April	Rückeroberung von Südgeorgien.
01. Mai	Beginn der Luftangriffe auf den Flughafen von Port Stanley.
02. Mai	Versenkung der GENERAL BELGRANO.
04. Mai	Verlust der HMS SHEFFIELD durch Exocet-Raketen.
21. Mai	Landung britischer Truppen bei San Carlos auf Ostfalkland.
28. Mai	Kämpfe um Goose Green.
08. Juni	Höchste britische Verluste beim argentinischen Luftangriff bei Fitzroy.
11. Juni	Beginn des Angriffs auf Port Stanley.
14. Juni	Unterzeichnung der argentinischen Kapitulationserklärung in Port Stanley.

Abb.: picture-alliance, Sammlung Jörg-M. Hormann (3), Rama

Medienkrieg: Diese argentinischen Infanteristen posieren für die Kameras der heimischen Presse – und richten ihre sämtlichen Waffen auf den imaginären Feind.

fanden den Tod. Aus Furcht vor weiteren Verlusten zog die argentinische Militärführung alle Flotteneinheiten in heimische Küstengewässer zurück. Dieser Schritt war entscheidend für den weiteren Kriegsverlauf. Für den Angriff auf gegnerische Schiffe verließen sich die Argentinier fortan nur noch auf ihre Kampfflugzeuge.

Dass die argentinische Luftwaffe nicht zu unterschätzen war, spürten die Briten bereits zwei Tage nach der Versenkung der BELGRANO: als zwei Super Etendard, die jeweils mit einer Exocet-Rakete bewaffnet waren, den Zerstörer HMS SHEFFIELD in Brand schossen. Argentiniens Nachbar Chile hielt sich zwar im Konflikt bedeckt, versorgte jedoch die Briten nachrichtendienstlich mit Informationen über seine Radaranlagen, mit denen es die Aktivitäten in Argentiniens Luftwaffenbasis Comodoro Rivadavia überwachte. Ohne diese Informationen wären die britischen Schiffsverluste noch wesentlich größer gewesen.

Vormarsch auf Goose Green

Nachdem Einheiten des „Special Boat Service" (SBS) und des „Special Air Service" (SAS) am 15. Mai auf der Pebble-Insel eine vorbereitende Kommandoaktion durchgeführt hatten, lief schließlich jene Operation an, auf die die britischen Bewohner der Falklandinseln seit Wochen sehnsüchtig gewartet hatten: Am 21. Mai gingen rund 3000 Soldaten der Royal Marines und der Eliteeinheiten des 2. und 3. Fallschirmjäger-Bataillons in einer amphibischen Landungsoperation bei Port San Carlos an der Nordküste Ostfalklands an Land. Kaum hatten die Briten festen Boden unter den Füßen, begannen sie das Areal mit Luftabwehrraketenbatterien des Typs Rapier und schweren Maschinengewehren gegen feindliche Luftangriffe zu sichern. Dennoch forderten die anhaltenden, tollkühn geflogenen Attacken der Argentinier immer größere Verluste unter den vor San Carlos anlaufenden Schiffen und ihren Besatzungen. Zwar waren die Schiffe der Royal Navy mit computergestützten Luftabwehrraketensystemen wie „Sea Dart" oder „Sea Wolf" ausgerüstet, jedoch versagten diese Waffensysteme, da sie nicht auf die Abwehr von Tiefliegern eingestellt waren.

Das nächste Operationsziel der Briten war der Ort Goose Green, wo das zweitgrößte Flugfeld der Insel lag. Dort, so fürchteten sie, könnten Fallschirmjäger vom argentinischen Festland eintreffen. Der Angriff auf die schmale hügelige Landzunge, die die beiden Teile Ostfalklands miteinander verbindet, war nicht ohne Risiko. Man wusste, dass sich der Gegner dort gut verschanzt hatte, kannte jedoch seine genaue Stärke nicht. In den frühen Morgenstunden des 28. Mai trat

Die „Milan" ist eine leichte Boden-Boden-Panzerabwehrlenkwaffe, die 1977 auch bei der Bundeswehr eingeführt wurde. Im Falklandkrieg nahmen die Briten damit argentinische Bunker und MG-Stellungen unter Beschuss. Das System kann bis zu drei Raketen pro Minute abfeuern, die maximale Reichweite des Flugkörpers Milan 2 beträgt 1975 Meter.

ZAHLEN, DATEN, FAKTEN

Verluste beider Kontrahenten

	Großbritannien	Argentinien
Zivile Opfer	11	0
Gefallene	247	655
Verwundete	775	1657
Kriegsgefangene	115	11.848
Eingesetzte Soldaten	30.000	12.500
davon Fallschirmjäger und Royal Marines	7500	k. A.
davon Infanterieeinheiten	3200	k. A.
Verluste an Kampfflugzeugen	10	35
Verluste an Hubschraubern	24	25
Verluste an sonstigem Fluggerät	1	40
Schiffsverluste	2 Zerstörer	1 Kreuzer
	2 Fregatten	1 U-Boot
	1 Landungsschiff	3 Frachter
	1 Landungsboot	1 Tankschiff
	1 Containerschiff	2 Patrouillenboote
	1 Spionagetrawler	

TECHNIK

Senkrechtstarter Sea Harrier

Die „Hawker Siddeley Harrier“ wurde in den 1960er-Jahren in Großbritannien als Senkrechtstarter entwickelt. Das Kampfflugzeug hebt aber meistens nach einer kurzen Anlaufstrecke ab; auf Flugzeugträgern nutzt es eine Rampe, kommt jedoch ohne Katapult aus. Während des Falklandkrieges konnte sich die Sea Harrier gegenüber den Jagdflugzeugen der Argentinier – wie etwa der Mirage III – im Luftkampf behaupten. Dies lag zum Teil an den AIM-9L-Sidewinder-Luft-Luft-Raketen, aber auch an ihrer hohen Manövrierfähigkeit. Denn das Schwenken der Schubdüsen während des Fluges (das so eigentlich nie vorgesehen war) gestattete Manöver, die man bisher nicht für möglich gehalten hatte.

das 2. Fallschirmjäger-Bataillon bei Nieselregen in mehreren Keilen zum Angriff auf die argentinischen Stellungen an. Beim Vorstoß mussten die Soldaten ein deckungsloses, grasbewachsenes Gelände überwinden, während die vor der Küste liegende HMS ANTRIM und die eilends an Land geschafften 10,5-cm-Haubitzen Artillerieunterstützung leisteten.

„Wir mussten eine Distanz von sieben Kilometern in sieben Stunden überwinden“, erinnerte sich später Major John Harry Crosland von den Fallschirmjägern („Paras“). „Um uns herum spürten wir die Geschossgarben aus Maschinengewehren. In der Dunkelheit war nicht auszumachen, ob sie von den vor uns liegenden Argentiniern stammten oder von der Einheit neben uns. (…) Als wir auf die ersten Gräben stießen, warfen wir sofort Handgranaten hinein und säuberten den Graben anschließend im Nahkampf mit dem Bajonett.“

Ihren ersten Einsatz im Falklandkrieg absolvierten die Sea Harrier am 1. Mai, als neun Maschinen vom Flugzeugträger HERMES einen Angriff auf das Flugfeld von Goose Green flogen. Den Briten standen insgesamt 20 Sea Harrier zur Verfügung.

36 Stunden härtester Kampf

Wo Handgranaten fehlten, musste der hartnäckige Widerstand der eingegrabenen Argentinier durch Lenkgeschosse des Typs „Milan“ und mithilfe der Mörser gebrochen werden. Nach 36 Stunden härtestem Kampf kapitulierten die argentinischen Verteidiger gegenüber den Paras – die zu ihrer Überraschung feststellten, dass ihnen der Gegner im Verhältnis vier zu eins überlegen gewesen war.

Bei den anhaltenden argentinischen Luftangriffen im San-Carlos-Sund wurde unter anderem das Containerschiff ATLANTIC CONVEYOR versenkt. Mit dem Frachter gingen auch die für den Vormarsch auf Port Stanley dringend benötigten Hubschrauber des Typs Chinook und weiteres Transportgerät verloren. Da die restlichen Hubschrauber den Transport von Verwundeten, Munition und Geschützen sicherzustellen hatten, blieb den vorrückenden Fallschirmjä-

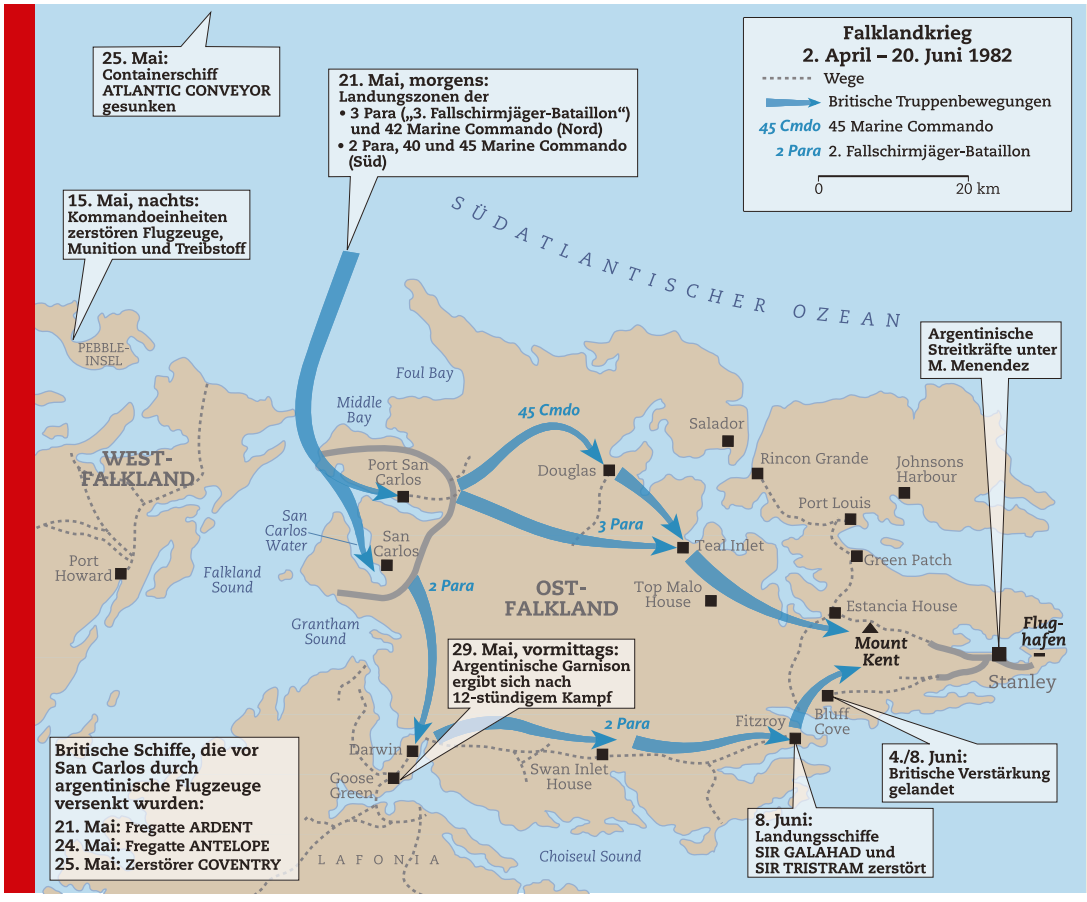


Abb.: picture-alliance, Sammlung Jörg-M. Hormann, KGyST, Grafik: Anneli Nau

ZUR LAGE

Ein kurzer Krieg

Ostfalkland wurde in der Nacht auf den 2. April 1982 zum Ziel argentinischer Kommandoeinheiten, die bei der Hauptstadt Stanley (früher „Port Stanley“) an Land gingen. Großbritannien antwortete am 1. Mai mit Luftangriffen auf den Flughafen. Am nächsten Tag wurde mit der Versenkung eines argentinischen Kreuzers der Seekrieg eröffnet, dem in den folgenden Wochen mehrere Schiffe auf beiden Seiten zum Opfer fielen. Am 21. Mai folgte die britische Invasion in der San-Carlos-Bucht. Das 2. Fallschirmjäger-Bataillon ging nach Süden, eroberte das Flugfeld von Goose Green zurück und stieß über Fitzroy auf Stanley vor. Die übrigen Einheiten zogen nördlich Richtung Mount Kent und besiegten am 12. Juni die dort liegenden Argentinier. Nach dem Waffenstillstand vom 14. Juni erklärte Großbritannien am 20. Juni den Krieg für beendet.

gern und Royal Marines nichts anderes übrig, als den zirka 70 Kilometer langen Weg nach Port Stanley weitestgehend zu Fuß zurückzulegen. Dieses war eine besondere Herausforderung für die abgekämpften Soldaten, die pro Kopf etwa 40 Kilo an persönlicher Ausrüstung und Munition auf ihrem Rücken schleppen mussten.

Port Stanley selbst hatten die Argentinier zum Westen hin durch eine hufeisenförmige Verteidigungsstellung mit Artillerie und Minenfeldern gesichert, die die vorgelagerten Gebirgszüge integrierte. In ausgehobenen Gräben lagen größtenteils Wehrpflichtige vom argentinischen Festland, ohne Kampfausbildung, schlecht versorgt und ausgezehrt vom rauen Klima. Die meisten harrten schon seit Wochen unter diesen unbeschreiblichen Bedingungen aus.

Überraschender Angriff

In der Nacht vom 11. auf den 12. Juni hing dichter Nebel über den zerklüfteten Bergen bei Mount Longdon, Mount Tumbledown und Mount Kent, wo sich die Argentinier eingegraben hatten. Und durch diesen Nebel stießen nun das 3. Fallschirmjäger-Bataillon und das 45. Kommando der Royal Marines vor. Für die Briten war es von Vorteil, dass die Argentinier in dieser Nacht nicht mit einem Angriff rechneten und ihr Gefechtsfeldradar ausgeschaltet hatten. Angespannt tasteten sich die Briten an die Stellungen der Argentinier heran. Jeder Schritt konnte der letzte sein, da die Argentinier überall Minenfelder angelegt hatten.

Als die ersten Stellungen genommen wurden, setzte heftige Gegenwehr aus schweren Maschinengewehren und Feldhaubitzen ein. Der Verteidigungswille der jungen argentinischen Wehrpflichtigen war nicht zu unterschätzen – aus besonderen Gründen, wie Lance Corporal Tony Bank später in einem Buch darlegte: „Sie schienen nur unzureichend ausgebildet und hatten wohl nur den Befehl erhalten, sich einzugraben und ihre Position zu halten. Einige von ihnen erzählten uns bei ihrer Gefangennahme, dass Deserteure von argentinischen Spezialeinheiten exekutiert wurden." Nach einem fast zwölf Stunden erbittert geführten Kampf brach der argentinische Widerstand zusammen – was eine verheerende Wirkung auf die Moral der Verteidiger in Port Stanley hatte.

Dass es für die Briten jedoch nach wie vor ratsam war, ihren Gegner nicht zu unterschätzen, hatten sie kurz zuvor im Südosten bei Fitzroy erkennen müssen. Um den Belagerungsrings um Port Stanley verstärken zu können, wollten sie in der Nacht vom 7. auf den 8. Juni mit dem Flotten-Hilfsschiff RFA SIR GALAHAD zwei Kompanien der „Welsh Guards" von San Carlos in den Südosten der Insel bringen. Die Abfahrt verzögerte sich und wegen des schlechten Wetters sah man sich gezwungen, die Ausschiffung vor dem entfernter liegenden Fitzroy vorzunehmen, wo bereits die Ladung vom Schwesterschiff RFA SIR TRISTRAM gelöscht wurde. Angesichts der tiefliegenden Wolken glaubte man die Luftabwehr vernachlässigen zu können. Doch gegen 14:00 Uhr klarte es auf – und die Schiffe lagen plötzlich wie auf dem Präsentierteller.

Da passierte es auch schon: Wie aus dem Nichts jagten zwanzig bis fünfzig Meter über der Wasseroberfläche zwei Skyhawks und zwei Mirage III heran und entluden ihre tödliche Bombenlast auf die britischen Landungsschiffe. Die SIR TRISTRAM erhielt zwei Bombentreffer, die noch immer vollbesetzte SIR GALAHAD drei. Auf letzterem Schiff verloren durch die Explosionen und die sich rasch ausbreitenden Flammen 47 Gardisten und Seeleute ihr Leben. Zwei weitere Soldaten starben auf der SIR TRISTRAM – insgesamt der höchste Tagesverlust der britischen Streitkräfte während der Kämpfe um die Falklandinseln.

Nach dem Ende der Kämpfe in Port Stanley mussten die Argentinier ihre Waffen abgeben. Rund 12.000 Mann gerieten in britische Gefangenschaft; der Großteil wurde aber schon am 20. Juni nach Hause geschickt, die restlichen 800 folgten bis zum 14. Juli.

Von der Queen: Die Ehrenmedaille für den Einsatz im Südatlantik erhielten 29.700 britische Soldaten und Zivilisten, die am Falklandkrieg beteiligt waren.

> Die Briten mussten Lenkwaffen und Mörser einsetzen, um den Widerstand zu brechen.

Argentinische Kapitulation

Da der Widerstand um Port Stanley nach der Einnahme der Bergstellungen in sich zusammenbrach und sich zunehmend Chaos und Resignation unter den argentinischen Verteidigern ausbreitete, willigte der Oberkommandierende der Invasionstruppen in das britische Kapitulationsangebot ein. Am 14. Juni unterzeichnete der argentinische Oberbefehlshaber General Menendez die Kapitulationserklärung: Der Krieg um die Falklandinseln war zu Ende.

Großbritannien hatte zweifellos einen militärischen Erfolg errungen. Doch selbstverständlich war dies nicht, denn der Gegner hatte sich in vielerlei Hinsicht als beinahe ebenbürtig erwiesen. Die britische Regierung hatte sehr hoch gepokert und eine unzureichenden Streitmacht in einen unüberschaubaren Einsatz geschickt. Ohne ihre konsequente Aufklärung, den hohen Kampfgeist, die überragende Professionalität – gerade im Hinblick auf die Kämpfe bei Nacht – und letztendlich eine nötige Portion Glück hätten die strukturellen Schwächen für die Briten möglicherweise eine Dimension erreicht, bei der die Operation anders ausgegangen wäre.

33 Jahre später harrt der Konflikt um die staatliche Zugehörigkeit der Falklandinseln nach wie vor einer dauerhaften Lösung. Eine vergleichbare Armada könnte Großbritannien heute aufgrund der inzwischen geschrumpften Flottenkapazität nicht mehr auf den Weg schicken. Und ob die rund 1200 dauerhaft in Port Stanley stationierten Soldaten eine erfolgreiche Abschreckung erzeugen, kann nur die Zukunft zeigen. Oder, wie es Admiral Sir John Foster „Sandy" Woodward, ehemaliger Oberbefehlshaber der britischen Seestreitkräfte, in einem Interview formulierte: „Erfolgreiche Abschreckung hat eine Art Selbstzerstörung eingebaut: Wer zu lange im Frieden lebt, vergisst die reale Möglichkeit des Krieges – trotz all der historischen Beispiele, die zeigen, dass es immer Krieg geben wird."

Dirk Wolff-Simon

DIE EROBERUNG VON LÜTTICH 1914

Hoch über Lüttich tauchte am 6. August 1914 das Luftschiff LZ VI „Cöln“ auf. Während unten deutsche Truppen gegen den Festungsring anrannten, ließ die „Cöln“ sechs Bomben auf die Stadt fallen. Der Luftangriff, der ausdrücklich dazu dienen sollte, die „Bevölkerung mürbe zu machen“, kostete elf Zivilisten das Leben.

Heldenverehrung: Die erste große Angriffsoperation des deutschen Heeres im Ersten Weltkrieg verlief nicht nach Plan, führte aber letztlich zum Erfolg. Natürlich wurden die Sieger in der Heimat gefeiert, wie hier auf diesem Zigarrenkistenbild.

Der misslungene Handstreich

Der Weg nach Paris führt über das belgische Lüttich, daran gab es für den deutschen Generalstab zu Beginn des Ersten Weltkriegs keinen Zweifel. Man war sogar überzeugt, die stark befestigte Stadt rasch einnehmen zu können – doch der Angriff forderte viel höhere Opfer als erwartet.

Es war kein Zufall, dass sich ausgerechnet im beschaulichen Lüttich am 4. August 2014 über 20 gekrönte und gewählte Häupter Europas – unter anderem der deutsche Bundespräsident Joachim Gauck, der französische Präsident Hollande und der britische Prinz William – trafen, um an den Beginn des Ersten Weltkrieges zu erinnern. Das belgische Lüttich gilt in vielerlei Hinsicht als Anfangspunkt der „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts". Hier war es im August 1914 zur ersten großen Angriffsoperation des deutschen Heeres gekommen, bei der mehr als 30.000 Soldaten versuchten, die strategisch wichtige Stadt mitsamt dem umliegenden Festungsring in die Hand zu bekommen.

Auftakt zum modernen Krieg

Bedeutsam sind diese Kämpfe auch deshalb, weil sie in vielerlei Hinsicht deutlich machten, was Kriegführung im Industriezeitalter bedeutet: Erstmals wurden gewaltige Geschütze wie die „Dicke Bertha" eingesetzt, während das deutsche Luftschiff „Cöln" den ersten Bombenangriff auf dem europäischen Festland flog.

Schließlich bleibt der Name Lüttich schmerzlich mit den gewalttätigen Übergriffen deutscher Soldaten auf belgische Zivilisten verbunden, die sich zum Massaker steigern konnten und eine Spur der Verwüstung durch das gesamte Besatzungsgebiet zogen (siehe Kasten S. 47).

Am frühen Morgen des 4. August 1914 überquerten deutsche Truppen die belgische Grenze. Damit verletzten sie die Neutralität Belgiens, was die Kriegserklärung Großbritanniens nach sich zog. Zuvor war ein von den Deutschen gesetztes Ultimatum abgelaufen, welches den freien Durchmarsch durch Teile des Landes in Richtung Frankreich erpressen sollte. Als erstes Etappenziel sahen die deutschen Militärs die alte Festungsstadt Lüttich (Liége), einen regionalen Verkehrsknotenpunkt, an dem es Übergänge über die Maas gab. Die hier durchlaufenden Straßen und Eisenbahnstrecken mussten die Deutschen unbedingt unter Kontrolle bekommen, wenn sie ihren wichtigen rechten Armeeflügel schnell ans westliche Maasufer bringen wollten. Erst wenn diese Operation geglückt war, konnten die Truppen weiter in Richtung Paris vorstoßen.

Doch Lüttich zu erobern würde kein Kinderspiel werden. Zum Schutz ihrer Neutralität hatten die Belgier zwischen 1888 und 1892 durch den bekannten Festungsbauer General Henri Brialmont einen Ring von zwölf Forts – kreisförmig gestaffelt in einer Entfernung von sieben bis acht Kilometern – um die Stadt anlegen lassen. Die völlig autarken Befestigungsanlagen, die als modernste ihrer Zeit galten, waren mit Stahlbeton und Panzerplatten bewehrt, um den damals schwersten Geschützen mit einem Kaliber von 21 Zentimetern standhalten zu können. Sie selbst verfügten

> Die zwölf autarken Festungen rund um Lüttich galten als die modernsten ihrer Zeit.

ZUR LAGE

Zum Greifen nah

Lüttich lag 1914 nur 30 Kilometer von der deutschen Grenze entfernt. Die nächstgelegene Stadt auf deutschem Gebiet war Eupen, das sich genau westlich von Lüttich befindet. Nur einen halben Tag brauchte das X. Armeekorps, um diese Distanz zu überwinden. Da die Region Eupen-Malmedy nach dem Ersten Weltkrieg an Belgien fiel, ist auch Lüttich etwas weiter von Deutschland „abgerückt".

Abb.: picture-alliance (2), Grafik: Anneli Nau

ZUR PERSON

Otto von Emmich

Der 1848 in Minden geborene Sohn eines Oberst diente bereits während der Einigungskriege als Soldat im preußischen Heer. 1901 wurde er zum Generalmajor befördert, 1905 übernahm er das Kommando der 10. Division in Posen. Als General der Infanterie wurde er 1909 Befehlshaber des X. Armeekorps in Hannover, welches ab Sommer 1914 der 2. Armee unterstellt war. Nach der Eroberung von Lüttich, der Teilnahme an der Marneschlacht im September 1914 und dem anschließenden Stellungskrieg im Raum Reims verlegte sein Verband im April 1915 an die Ostfront. Infolge der Schlacht von Gorlice-Tarnów war von Emmich derart gesundheitlich angeschlagen, dass er im Dezember 1915 in Hannover verstarb.

insgesamt über 400 schwenkbare Geschütze mit einem Kaliber bis zu 15 Zentimetern; damit konnte solch ein Fort nicht nur die Stadt und die Übergänge über die Maas sichern, sondern auch die benachbarten Festungen. Außerdem zogen sich bis zu zehn Meter tiefe Gräben um die Anlagen, die einen idealen Schutz vor feindlicher Infanterie boten. Ein Angriff hatte also nur dann Aussicht auf Erfolg, wenn es durch gezielte Artillerieschläge gelang, die massive Außenhaut aufzubrechen.

Den deutschen Militärs war klar, dass sie mit der Eroberung eines solchen Komplexes direkt hinter der Grenze eine harte Nuss zu knacken hatten. Deshalb war in den früheren Vorplanungen für einen Feldzug im Westen ein Sturm auf die Stadt gar nicht vorgesehen. Generalfeldmarschall Alfred von Schlieffen, ehemals Chef des Generalstabes, hatte in seiner bekannten Denkschrift vom Dezember 1905 („Schlieffenplan“) noch empfohlen, die deutschen Streitkräfte sollten Lüttich und Namur großzügig umgehen – wohl wissend, dass die Geschützte der damaligen Zeit kaum fähig waren, den Festungsring in der dafür vorgesehenen Zeit zu sprengen.

Doch dieser Plan erfuhr unter Schlieffens Nachfolger Helmuth von Moltke dem Jüngeren, Neffe des gleichnamigen Generalfeldmarschalls der Einigungskriege, eine wichtige Änderung. Während Schlieffen den deutschen Vormarsch auch durch die Niederlande führen

In feldgrauer Bluse, mit Tornister und Feldausrüstung zogen deutsche Infanteristen vor Lüttich. 1914 bekamen die glänzenden Pickelhauben einen Leinenüberzug mit aufgestickter Regimentsnummer verpasst (links).

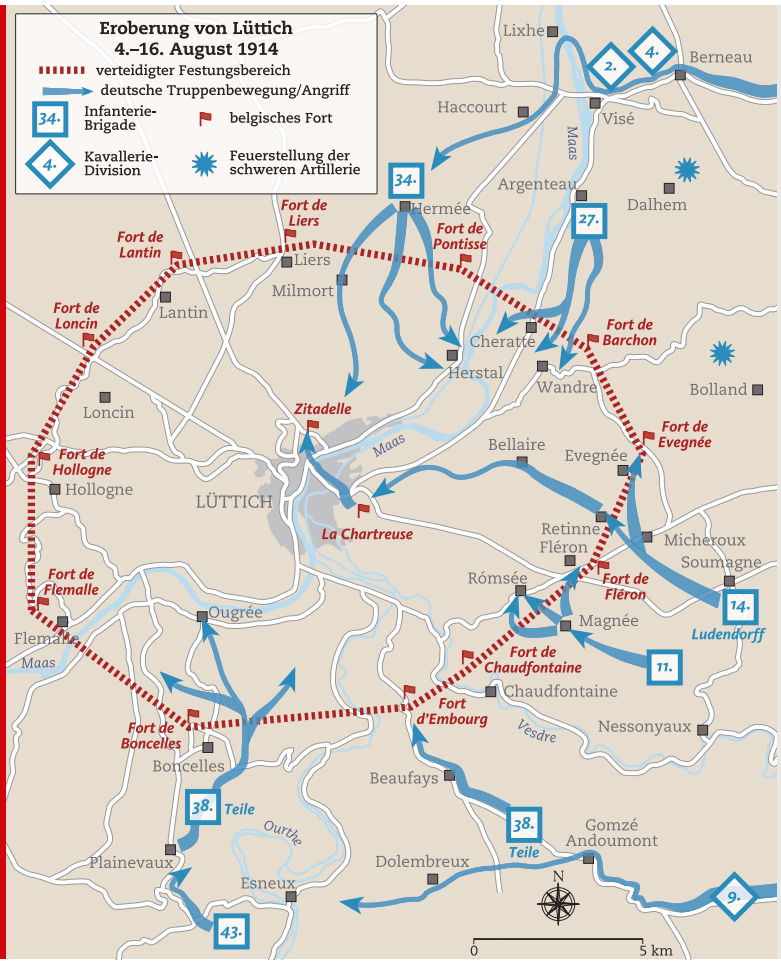


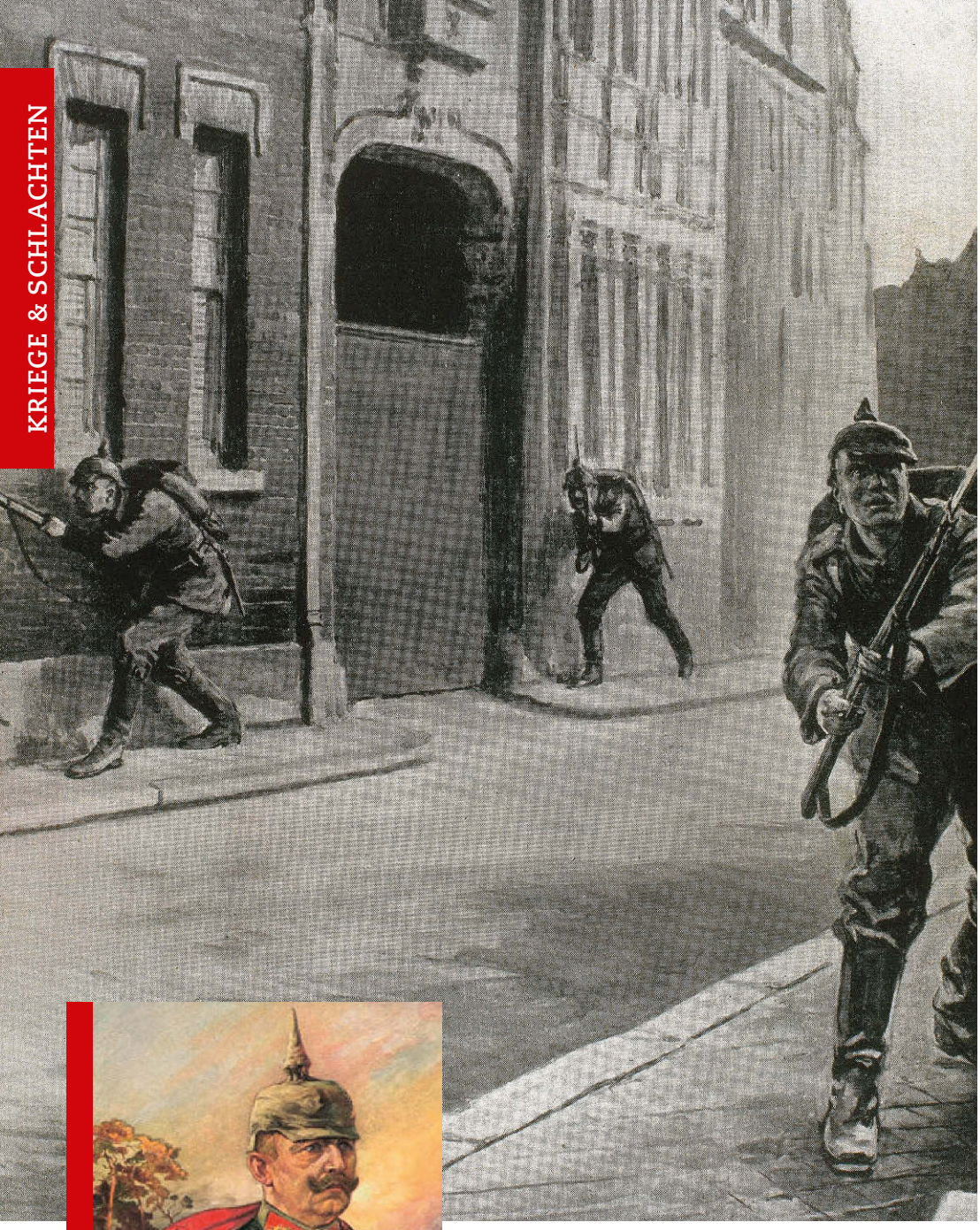
Abb.: picture-alliance, Helmut Weitze/Slg. Jörg-M. Hormann (2), Cramunhao, Grafik: Anneli Nau

ZUR LAGE

Festungsring

Von drei Seiten her rückten die deutschen Truppen seit dem Morgen des 4. August auf den Festungsring um Lüttich zu. Im Norden gelang es der 34. Infanterie-Brigade bei Lixhe, über die Maas zu setzen. Doch als sie am Abend des 5. August zwischen den Forts Liers und Pontisse nach Lüttich vorstoßen sollte, blieb sie bei Herstal unter heftigem Feuer liegen, ein in Lüttich eingedrungener Stoßtrupp wurde niedergemacht. Die 14. Infanterie-Brigade konnte sich am folgenden Tag bis vor die Stadt durchkämpfen und am 7. August unter Ludendorffs Kommando in Lüttich eindringen. Im Süden gelang es der 38. Infanterie-Brigade bei Boncelles durchzustoßen, sie musste sich aber wieder zurückziehen.
Die schwere Artillerie brachte ab dem 13. August die Wende: Zuerst fielen die östlichen Forts, zum Schluss auch die im Westen.

Nahkampf: In einem wilden Gemenge treffen deutsche und belgische Infanteristen aufeinander, es entbrennt ein Bajonettkampf Mann gegen Mann. Das Aquarell von Max Bürger stellt ein Gefecht vom 7. August in einem Dorf bei Lüttich dar.



In den Straßen von Lüttich stießen die deutschen Soldaten am 7. August kaum auf Widerstand. Es war gelungen, die Einwohner und wenigen Verteidiger völlig zu überrumpeln.

General Erich Ludendorff führte seine Truppen am 7. August erfolgreich durch den Festungsring um Lüttich. Für dieses „Husarenstück" wurde er mit dem Orden Pour le Mérite ausgezeichnet.

Abb.: picture-alliance (2), Slg. Jörg-M. Hormann (3)

wollte, lehnte es Moltke ab, die Niederlande in einen Krieg mit einzubeziehen. Um die französische Grenze im Norden zu umgehen, blieb also nur der Weg durch das schmale Belgien – und deshalb wurde für Moltke nun die Einnahme des strategisch wichtigen Lüttich unerlässlich.

1911 bemerkte er dazu: „So unbequem es daher ist, muss der Vormarsch durch Belgien ohne Verletzung der holländischen Gebiete erfolgen. Es wird im wesentlichen nur ausführbar sein, wenn Lüttich in unserem Besitz ist. Diese Festung muss daher sofort genommen werden. Ich halte es für möglich, sich derselben durch Handstreich zu bemächtigen. (...) Eine moderne Festung durch Handstreich zu nehmen, dürfte in der Kriegsgeschichte noch kein Beispiel haben. Es kann aber glücken und muss versucht werden, da der Besitz Lüttichs für unseren Vormarsch die conditio sine qua non ist." Ansonsten sei Paris nicht einzunehmen.

In diesem Punkt gaben sich Moltke und andere führende Militärs ziemlich siegessicher: Den Belgiern, spöttisch „Praliné-Soldaten" genannt, maßen sie eine geringe Kampfmoral zu, man werde daher die Stadt mitsamt den Forts rasch erobern.

Fatale Fehleinschätzung

Doch das stellte sich als Irrtum heraus. Denn was sowohl Schlieffen als auch Moltke fatal unterschätzten, war die Anzahl der Besatzung: Die deutschen Planer im Großen Generalstab rechneten für die Forts um Lüttich in Friedenszeiten mit 6000 Mann, die im Falle einer Mobilmachung auf mindestens 19.000 Mann aufgestockt würden. Als dann General Otto von Emmich, der Kommandeur des X. Armeekorps, Anfang August 1914 mit seinen Truppen den Handstreich gegen Lüttich ausführen sollte, musste er feststellen, dass diese Annahmen viel zu optimistisch gewesen waren: Die Deutschen sahen sich etwa der doppelten Anzahl der vermuteten belgischen Truppen gegenüber, und anders als erhofft wollten diese den Durchmarsch durch ihr Land nicht stillschweigend hinnehmen, sondern leisteten erbitterten Widerstand.

Eine Barrikade aus Gefallenen

Hinzu kam, dass die Belgier schneller als erwartet die Räume zwischen den Forts mit Schützengräben, Sperren und Stacheldrahtverhauen befestigt hatten. Es war ihnen auch gelungen, die meisten Brücken über die Maas zu sprengen, sodass die Deutschen Pontonbrücken errichten mussten. Am 4. und 5. August versuchten kaiserliche Soldaten den Festungsring durch Umklammerung im Norden und Süden zu sprengen, was ihnen nicht gelang. Ein belgischer Offizier schrieb später: „Die Deutschen rückten Glied um Glied vor, fast Schulter an Schulter, bis wir sie niederschossen. Die Gefallenen häuften sich zu einer furchtbaren Barrikade von Toten und Verwundeten auf."

Viele deutsche Soldaten sollen auch durch eigenes Feuer gestorben sein. So hatte das X. Armeekorps in

Ein deutsches Armeelager nahe Lüttich. Man beachte die Unmenge an Wagen und Pferden, die hinter der Baumreihe aufscheint. In der linken Bildmitte werden offenbar Gefangene von deutschen Soldaten bewacht. Vorne sind belgische Schaulustige zu sehen.

Schulterklappe eines deutschen Infanteristen. Aus Sorge vor Spionage wurde 1914 die Regimentsnummer mit einer Schlaufe verdeckt.

den ersten zwei Tagen bereits 3500 Tote und eine Vielzahl an Verwundeten zu verzeichnen. Die angesetzten 48 Stunden zur Einnahme Lüttichs ließen sich nicht einhalten. Stattdessen versuchten es die Deutschen am Morgen des 5. August mit einem frechen diplomatischen Vorstoß: Der vor Kurzem noch als Militärattaché in Brüssel tätige Hauptmann Brinckmann forderte den Befehlshaber der belgischen Truppen Generalleutnant Gérard Leman zur Kapitulation auf – was dieser ausschlug. Anschließend kam es wieder zu heftigen Gefechten, die keinen Durchbruch brachten.

Ludendorffs „Husarenstück“

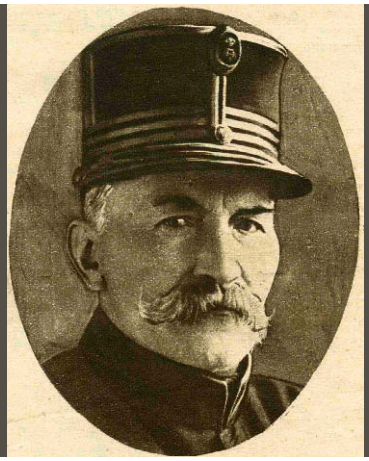
Bei der Suche nach einer Schwachstelle in den Verteidigungslinien fiel der Kommandeur der 14. Brigade, Generalmajor Friedrich von Wussow. An seine Stelle trat mit Zustimmung von Emmichs der Generalquartiermeister der 2. deutschen Armee General Erich Ludendorff, der sich als Beobachter vor Ort befand. Zusammen mit der ihm nun unterstellten 14. Brigade stieß Ludendorff am 6. August nördlich von Fort de Fleron durch die feindlichen Linien ins Hinterland vor. Von Vorteil war dabei, dass Ludendorff mit dem Gelände bereits vertraut war. Im Sommer 1908 hatte er als Mitglied des Großen Generalstabs eine als Urlaubsreise getarnte Erkundungsfahrt durch Belgien und Nordfrankreich unternommen und dabei unauffällig die Festungsanlagen um Lüttich inspiziert.

ZAHLEN, DATEN, FAKTEN

Eingesetzte Truppenteile und Verluste

	Deutsche	Belgier
Kommandeur:	Otto von Emmich	Gérard Leman
Beteiligte Truppenteile:	X. Armeekorps; davon 11., 14., 24., 28., 38. und 43. Brigade, 2., 4., 9. Kavallerie-Division, fünf Jägerbataillone	3. Division der Festungstruppen (Intervalltruppen)
Verluste:	bis 8. August: 5800 Tote und Verwundete	Insgesamt 20.000 Tote, Verwundete und Gefangene

House of History GmbH
Fine Military Antiques
Buy & Sell
Expert since 1987
Kai Winkler
Ausgewählte
Militärische Antiquitäten
An & Verkauf
Fachhändler seit 1987
House of History GmbH
Schulstrasse 11a
21220 Seevetal / Maschen
Germany
Telefon:
+49 (0)4105 84384
Kontakt:
winkler@houseofhistory.de
www.history-shop.de



Generalleutnant Gérard Leman war Gouverneur der Festung Lüttich. Am 5. August schlug er eine Kapitulationsaufforderung aus, aber trotz allen Widerstands (rechts: Belgier in einer Verteidigungsstellung) war Lüttich nicht zu halten. Am 16. August mussten sich die letzten Forts ergeben.

Abb.: picture-alliance (2), Slg. Jörg-M. Hormann, Ji-Elle

Jetzt konnten – von den Belgiern unbemerkt – Ludendorffs Soldaten bis zur Maas vorstoßen und am Morgen des 7. August zwei intakte Brücken sichern. Als 1500 deutsche Infanteristen in Lüttich eindrangen, leisteten die total überrumpelten Belgier nur geringen Widerstand. Einer oft erzählten Legende nach soll Ludendorff persönlich mit einem kleinen Trupp bis zum Tor der alten Zitadelle im Stadtkern vorgefahren sein, um dann mit dem Klopfen seines Degenknaufes die Kapitulation zu fordern. Gesichert ist jedenfalls, dass sich mehrere Hundert Belgier in der Stadt ergaben.

Im Deutschen Reich sorgte diese Siegesmeldung für grenzenlosen Jubel. Aus verschiedenen Orten ist bekannt, dass die Menschen auf die Straße strömten, Glocken geläutet und Extrablätter mit Titeln wie „Lüttich im Sturm genommen“ verbreitet wurden. Ludendorff galt als „Held von Lüttich“ und erhielt wie von Emmich die höchste preußische Militärauszeichnung, den Orden Pour le Mérite. Kurz nach dieser Ehrung versetzte das Oberkommando Ludendorff an die Ostfront, wo er an der Seite des reaktivierten Hindenburg Ende August die Russen bei Tannenberg schlagen konnte.

> Die „Dicke Bertha“ wurde in Position gebracht und begann ihr Vernichtungswerk.

Eroberung des Festungsringes

Die Stadt Lüttich war unter deutscher Kontrolle, der Festungsring aber noch größtenteils in belgischer Hand. Zwar zog sich Leman mit dem Gros seiner Truppen nach Westen zurück, doch die Festungen leisteten noch Widerstand. Unter hohen Verlusten konnten Emmichs Stoßtrupps die Forts Barchon und Evegnée erobern. Doch spätestens jetzt wurde ihnen bewusst, dass ohne den Einsatz schwerer Artillerie ein weiteres Vorankommen nur unter hohen Verlusten und erheblichen Verzögerungen des Angriffsplanes möglich war.

Nun schlug die Stunde für die „Dicke Bertha“: Auf Verlangen Ludendorffs setzte der Oberbefehlshaber der 2. Armee Generaloberst Karl von Bülow am 10. August 1914 mehrere dieser hochmodernen 42-cm-Krupp-Geschütze Richtung Lüttich in Bewegung. Drei Tage später standen sie in

Gewaltig ragt das Geschützrohr der „Dicken Bertha“ in den Himmel. Von dem hier gezeigten „M-Gerät“ standen zu Kriegsbeginn zwei Stück zur Verfügung, außerdem fünf Stück des „Gamma-Geräts“, das keine Räderlafette hatte.

TECHNIK

Die Dicke Bertha

Mit dem Einsatz von großkalibrigen Steilfeuergeschützen wie der „Dicken Bertha“ – der Name spielt vermutlich auf eine von Krupps wohlbeleibten Töchtern an – war es möglich, die Panzerung der Forts zu durchbrechen. Die 42-cm-Mörser mit einem Gewicht von etwa 42,6 Tonnen waren mit Räderlafetten ausgestattet, sie ließen sich in fünf Teile zerlegen und dann auf Spezialwagen im Straßenverkehr transportieren. Nach einer Montagezeit von vier Stunden war das Geschütz feuerbereit und konnte Geschosse mit einem Gewicht von etwa 900 Kilogramm neun Kilometer weit schießen. Nach dem Einsatz gegen den Festungsring von Lüttich wurde die „Dicke Bertha“ zudem bei der Eroberung Antwerpens und in der Schlacht bei Verdun eingesetzt. Aufgrund des hohen Materialaufwands fanden die Geschütze im weiteren Verlauf des Krieges kaum noch Verwendung.

Ein entsetzliches Bild bot Lüttich nach dem deutschen Einmarsch. Diese Straße ist übersäht von toten Pferden. Schlimmer: Auch Hunderte Zivilisten wurden exekutiert.

HINTERGRUND

Massaker an Zivilisten in Belgien

Eine genaue Erklärung, warum es im August 1914 an 129 Orten zu schweren Übergriffen mit 4500 getöteten belgischen Zivilisten kam – für die übrigens niemals jemand belangt wurde –, fehlt bis heute. So wird vermutet, dass die Eilmärsche und der unerwartet harte Widerstand durch die Belgier die deutschen Soldaten an ihre physischen und psychischen Grenzen brachten. Gepaart mit der Angst, man könne in einen Volkskrieg mit franctireurs („Freischärlern") hineingeraten, wurden sie offenbar extrem reizbar und nervös. Als es in der Innenstadt von Lüttich zu unerklärten Schüssen auf deutsche Soldaten kam – vermutlich sogar „friendly fire" –, eröffneten diese das Feuer auf Zivilisten. General von Einem schrieb an seine Frau: „Ich habe befohlen, die Dörfer abzubrennen und jeden zu erschießen." Für das „harte Durchgreifen" machte er die belgischen Zivilisten selbst verantwortlich.

Lüttich sollte aber kein Einzelfall bleiben: Etwa zur gleichen Zeit wurden die Bewohner des Dorfes Soumagne in die örtliche Kirche gesperrt. Die Männer hatte man vorher aussortiert und vor den Augen der Kinder und Frauen auf einem nahen Feld erschossen. In Dinant gab es beim Übergriff der Deutschen 674 tote Zivilisten und 1100 zerstörte Gebäude. In der alten Universitätsstadt Löwen kam es am 22. August zu einer nächtlichen Schießerei. Die Deutschen, die an einen Angriff durch Heckenschützen glaubten, erschossen daraufhin wahllos 200 Zivilisten. In den nächsten Tagen wurden Teile der Stadt und die berühmte Bibliothek der Universität zerstört. Die Verbrechen blieben den Alliierten natürlich nicht verborgen. Sie nutzen sie vielmehr für ihre Propaganda, um einen gerechten Krieg gegen die unmenschlichen „Hunnen" zu begründen.

Position und begannen ihr Vernichtungswerk, unterstützt von Kanonen aus den Skoda-Werken mit einem Kaliber von 30 Zentimetern. Gegen die 42-cm-Granaten der „Dicken Bertha" hatten die belgischen Festungen, die aus nicht armiertem Stampfbeton erbaut waren, keine Chance.

Schrittweise konnten die Deutschen ein Fort nach dem anderen erobern: Bereits am 13. August wurde das Fort Pontinesse zusammengeschossen, die kampfunfähige Besatzung musste sich ergeben. In den Folgetagen fielen weitere Festungen. Fort Loncin, in dem Leman sein Hauptquartier eingerichtet hatte, wurde am 15. August durch einen Volltreffer in die Munitionskammer total zerstört, wobei allein bei dieser Explosion 350 belgische Soldaten starben. Leman ging schwer verwundet in Kriegsgefangenschaft. Die letzten Forts ergaben sich in aussichtsloser Lage am 16. August 1914.

Der Preis des Sieges

Lüttich war gefallen, aber aus deutscher Sicht zu einem hohen Preis: Tausende kaiserliche Soldaten waren tot oder verwundet. Und zum ersten Mal hatte auch der Schlieffen-Plan seine Schwachstellen offenbart, weil man die Besatzung der Festungen und den Verteidigungswillen der Belgier unterschätzt hatte.

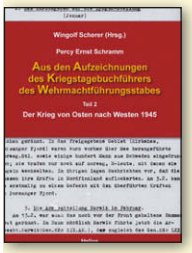
Was als „Handstreich" geplant war, bremste den deutschen Vormarsch aus: Erst zwei Tage später als geplant konnte der Heereszug in Richtung Paris fortgesetzt werden.

André Schaper

Möser, Hans-Wilhelm
Die Schlacht bei Waterloo/La Belle Alliance am 18. Juni 1815
Ein Ereignis von europäischer Dimension
244 Seiten, fest geb., 51 Abb.; ISBN 978-3-86933-114-0
28,00 €

Lapp, Peter Joachim
Offiziershochschule „Rosa Luxemburg"
Kaderschmiede der DDR-Grenztruppen
178 Seiten, fest geb., 29 Tab., 8 Fotos; ISBN 978-3-86933-113-3
22,00 €

Schramm, Percy Ernst
Aus den Aufzeichnungen des Kriegstagebuchführers des Wehrmachtführungsstabes Band 1
Teil 1 Der Krieg von Westen nach Osten 1945, Hrsg.: Wingolf Scherer
292 Seiten, fest geb., 3 Abb.; ISBN 978-3-86933-091-4
28,50 €



Scherer, Wingolf / Schramm, Percy Ernst
Aus den Aufzeichnungen des Kriegstagebuchführers des Wehrmachtführungsstabes Band 2
Teil 2 Der Krieg von Osten nach Westen 1945
290 Seiten, fest geb., 6 Fotos, 2 Karten; ISBN 978-3-86933-107-2
28,50 €

Michels, Stefan
Sturm am Mittelrhein
Die deutschen Rückzugskämpfe im Vorderhunsrück und dem Rhein-Mosel-Dreieck sowie das Kriegsende im Rhein-Lahn-Kreis im März 1945
312 Seiten, fest geb., 201 Abb.; ISBN 978-3-86933-090-7
38,50 €

Helios.de
Postfach 39 01 12, 52039 Aachen
Tel.: 0241-555426 Fax: 0241-558493
eMail: Helios-Verlag@t-online.de
versandkostenfreie Auslieferung innerhalb Deutschlands

DIE PHALANX

Ein Wald aus Lanzen

Woher die antike Schlachtordnung der Phalanx kam, weiß niemand genau. Die Griechen machten sie zu ihrer Grundformation, die Römer perfektionierten sie weiter. Wie erhielt die Phalanx ihre enorme Schlagkraft, die offenbar jedem Gegner überlegen war?

Wenn sich kriegskundige Männer der Antike über die Schlachtordnung ihrer griechischen Zeitgenossen äußerten, schwankten ihre Erzählungen zwischen Furcht und Bewunderung. Nachdem er im 2. Jahrhundert v. Chr. griechische Truppen beim Kampf in Formation erlebt hatte, meinte der römische Konsul Lucius Aemilius Paullus, dies sei „der furchtbarste und schreckenerregendste Anblick gewesen, den er je gesehen habe". Etwas später schrieb der Historiker Polybius: „Die Phalanx mit ihrer einzigartigen und durchschlagenden Technik gibt (...) die Gewähr, dass sie jede andere Formation (...) aus dem Felde schlägt." Worin aber lag das Geheimnis der hier erwähnten „Phalanx", die offenbar jeden Gegner bezwingen konnte?

Das Wort stammt aus dem Griechischen und bedeutet etwa so viel wie „Walze" oder „Rolle". Und damit ist sie auch gut beschrieben, denn die Phalanx ist eine dicht geschlossene Kampfformation der Infanterie, die sich über mehrere Glieder in die Tiefe und die Breite erstreckt.

Schon zu Zeiten der Antike war diese Truppenaufstellung das Rückgrat der Armeen, aber erfunden haben die Griechen sie nicht. Heute sind sich Wissenschaftler uneins darüber, wer die Taktik der Phalanx zum ersten Mal anwendete. Verschiedene Quellen bezeichnen die Sumerer als Urheber – absolut sicher ist dies jedoch nicht. Vielmehr wird der Begriff heute hauptsächlich mit den Spartanern in Verbindung gebracht, die etwa im 7. Jahrhundert v. Chr. ihre Hopliten (schwer gepanzerte Fußsoldaten) erstmals so in die Schlacht schickten. Der Aufbau dieser Formation war dabei keiner gängigen Norm unterworfen. Anfangs wohl acht Glieder tief, variierte die Staffelung über die Jahrhunderte. Eines blieb aber gleich: Die Phalanx war das waffenstarrende Zentrum der Truppe, das auch einen effektiven Schutz gegen Reiterei bildete. Mit langen Lanzen ausgerüstet, schoben sich die Soldaten vorwärts und deckten dabei mit ihrem Schild gleichzeitig den Nebenmann, was im Gefecht gegen einzeln agierende Kämpfer äußerst vorteilhaft war. Und wenn im vordersten Glied der Phalanx ein Kämpfer fiel, konnte er vom nachrückenden Kameraden des nächsten Gliedes sofort ersetzt werden. Man focht als geschlossener Block, was mehr Durchschlagskraft bedeutete.

> Mit ihren Lanzen bildete die Phalanx das waffenstarrende Zentrum der Truppe.

Ein Nachteil blieb aber. Da die äußere Flanke ungedeckt war, neigte diese schwerfällige Formation dazu, nach der rechten Seite wegzuziehen.

Abb.: Andrea Modesti

Dicht gedrängt formierten sich die Hopliten zu einer Phalanx, die als geschlossene Formation auf den Gegner vorrückte. Die Krieger aus Sparta deckten mit ihren Schilden den Nebenmann; einzeln kämpfende Feinde konnten gegen diesen Block wenig ausrichten.

Zudem ließ sie sich auch schlecht im Gefecht dirigieren und war bei unebenem Gelände schwierig beisammenzuhalten, wenn etwa Bäume oder andere Hindernisse im Weg lagen.

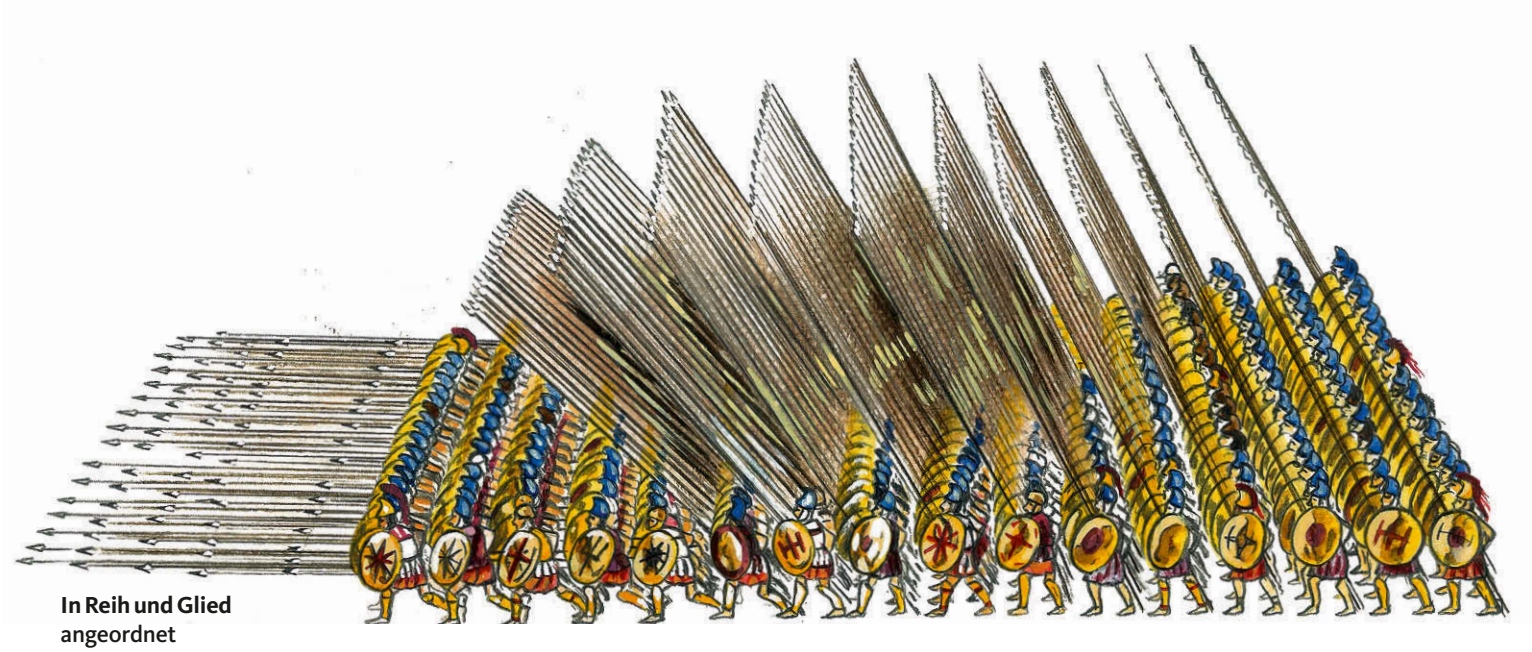
Sarissa und Kurzschwert

Um diesen negativen Punkt auszugleichen, stellten die Feldherren ihre besten Kämpfer rechts auf, die durch Erfahrung dem „Driften" etwas entgegenwirkten. Im Kampf trafen so erst der eigene starke rechte und der gegnerische schwache linke Flügel aufeinander. Zumindest eine lange Zeit, denn in der Schlacht bei Leuktra (371 v. Chr.) drehte der thebanische Feldherr Epaminondas dieses Prinzip um. Er stellte die Elitekrieger auf die linke Seite und erhöhte ihre Glieder auf 50 Reihen. Nun stießen die stärksten Kräfte zuerst aufeinander, wobei Theben die größere Zahl ins Feld führte. Dafür war der nun schwächere Flügel nach hinten versetzt. Die verfeindeten Armeen trafen nun im spitzen Winkel aufeinander – die Geburtsstunde der „schiefen Schlachtordnung", wie sie später auch Friedrich der Große anwendete.

Die Makedonen optimierten die Phalanx noch weiter. König Philipp und nach ihm Alexander der Große rüsteten ihre Infanteristen mit leichten, günstigen Rüstungen aus (wodurch mehr Soldaten unter Waffen stehen konnten) und gaben ihnen als Hauptbewaffnung die Sarissa: eine etwa fünf Meter lange Lanze (später sogar bis zu sieben Meter). Hinzu kam noch ein Kurzschwert für den Nahkampf. Derart ausgerüstet, bildete die Phalanx nun einen waffenstarrenden Block, der jedem Gegner einen dichten Wall aus Lanzenspitzen entgegenstreckte.

Und selbst dabei ließen sich die Makedonen wohl noch eine Variation

Hopliten beim Kampf zeigt dieses Relief aus dem 5. Jh. v. Chr. (links). Zwei Streiter prallen hier mit ihren Rundschilden aufeinander. Rechts: In der Schlacht bei Leuktra wandte der Feldherr Epaminondas (Mitte) eine neue Taktik an, die die Effizienz der Phalanx verbesserte.



In Reih und Glied angeordnet beherrschten die Makedonen für lange Zeit die Schlachtfelder der Antike. Sie hatten die Hopliten-Phalanx weiterentwickelt und kämpften mit Lanzen, die eine Länge von sieben Metern erreichten. Die ersten fünf Reihen hielten ihre „Sarissa" waagerecht nach vorn, beim Verlust der vorderen Kämpfer konnten weitere nachrücken.

Abb.: picture-alliance (4), Andrea Modesti

einfallen, wie verschiedene Hinweise nahelegen: Demnach wurden erst die dritten und folgenden Glieder mit der langen Sarissa ausgestattet, während die beiden vorderen Glieder eine kürzere Lanze trugen – gerade so lang, dass ihre Spitzen mit den Sarissen des dritten Gliedes eine einheitliche Front bildeten. Sogar wenn die Soldaten des vierten und fünften Gliedes ihre Lanzen waagerecht zwischen den Vordermännern durchschoben, ragten diese Enden noch über die Linie des ersten Gliedes hinaus; ein Angreifer stand also der geballten Macht von fünf Kampfgliedern gegenüber. Und während diese Soldaten kämpfend an vorderster Front standen, legten ihre Kameraden von weiter hinten ihre Lanzen auf die Schultern der Vordermänner, was einen ständigen Schub nach vorne gewährleistete und für den nötigen Zusammenhalt der Phalanx sorgte – auch moralisch.

Doch die Blütezeit der griechischen Phalanx ging bald zu Ende. Eine neue Macht dämmerte herauf. Beide trafen in der Schlacht von Pydna, am 22. Juni 168 v. Chr., direkt aufeinander. Dieses Gefecht sollte den Untergang der klassischen Phalangen bedeuten und die Dominanz der römischen Legionen festigen.

44.000 Mann schickten die Makedonen an diesem Tag in die Schlacht. Das Zentrum bildeten zwei Phalangen in der Mitte. Ihnen standen etwa 30.000 Soldaten aus der „Ewigen Stadt" gegenüber. Zu Beginn errangen die makedonischen Blockformationen die Oberhand, die Römer wichen zurück. Doch zwei Faktoren sorgten bald für die Entscheidung: das Gelände und eine neue Taktik der Römer. Die schwerfälligen Makedonenphalangen lösten sich zusehends auf dem hügeligen Schlachtfeld auf. Dies war die Stunde der Legionäre: Ihre großen Blöcke waren in kleinere unterteilt, sogenannte Manipel, in denen sie auch kämpfen und schneller agieren konnten. So kam es, dass die großen Phalangen nach und nach zerfielen und ihre Reste zum leichten Opfer der Römer wurden.

> Die Römer bildeten kleinere Einheiten, was eine flexiblere Kampfführung erlaubte.

Römische Manipular-Phalanx

Die Soldaten vom Tiber hatten die Fehler der griechischen Anordnung beseitigt, an ihre Stelle trat die sogenannte Manipular-Phalanx. Dies bedeutete, dass es nicht mehr einen starren Block gab, sondern mehrere kleinere Einheiten, die versetzt zueinander angeordnet waren (jede Einheit bestand aus etwa 160 Mann). Dies erlaubte eine flexiblere Kampfführung, schwächte aber nicht die Durchschlagskraft, da die kleinen Vierecke sich so bewegten, dass in eine entstehende Lücke sofort ein Manipel einrücken und die Front schließen konnte.

Die Effizienz der Römer steigerte sich durch ständiges Trainieren noch

weiter, was zu ihrer hohen Mobilität beitrug. Auch scheuten sie nicht den Nahkampf mit dem Kurzschwert (Gladius), dem die Griechen meist noch auswichen. War die feindliche Formation einmal aufgebrochen, so war den Römern der Sieg fast sicher.

Doch auch die Manipel-Phalanx stieß bald an ihre Grenzen. Jede Einheit war für sich zu klein, um komplexe Aufgaben zu erfüllen. Aus diesem Grund gab es bald die „Treffentaktik". Dabei bildeten die Manipel drei Linien. In der vordersten kämpften die unerfahrenen, in der zweiten die älteren und erfahreneren und schließlich im dritten Treffen die besten Soldaten. Vor allem die Männer in der letzten Reihe waren wichtig. Sie sollten die ersten beiden Linien decken, der Formation Stabilität verleihen und die Verluste wieder auffüllen. Jede Linie war dabei in je zehn Manipel unterteilt. Wie bei der Manipel-Phalanx rückten diese schachbrettartig vor, doch vor dem ersten Aufeinandertreffen verschoben sich die Blöcke so, dass drei durchgehende Reihen nach dem oben beschriebenen Muster entstanden. Die Römer waren so in der Lage schnell vorzurücken, aber im Falle des Kampfes zu einer starken Formation zu verschmelzen.

Neuzeitliche Pikeniere

Aber auch die Treffentaktik war nicht von Dauer. Wobei man aber sagen muss, dass die Römer eigentlich jetzt nur die Truppenkörper vergrößerten. Anstelle der Manipel verwendeten sie nun Kohorten. Die Manipel hatten sich als zu klein erwiesen, um sie als selbstständige Einheit agieren zu lassen. Deswegen gingen die Legionen dazu über, ihre Formationen auf Kohorten abzustellen, die sowohl mit anderen Kohorten Phalangen bilden konnten, aber auch alleine eine gewisse Geschlossenheit und Durchschlagskraft besaßen. Dabei war die Größe dieser Einheit nicht genormt. Eine Legion (etwa 6000 Mann) bestand üblicherweise aus zehn Kohorten, wobei die erste aber über die doppelte Stärke verfügte. So konnte es durchaus vorkommen, dass auf dem Schlachtfeld ein großer Block neben neun kleineren stand.

Gegen die Perser hätte Alexander der Große ohne die Phalanx wohl nur wenig ausrichten können, zu groß war die Übermacht des Feindes. Doch beim Kampf in Formation konnten die Makedonen ihren taktischen Vorteil voll ausspielen und eine Schlacht nach der anderen für sich entscheiden.

Aber mit der Völkerwanderung verschwanden bald die Phalanx und ihre Abarten für lange Zeit von den Schlachtfeldern. Die Reiterei und später die Ritterheere entwickelten sich zum dominierenden Element in den Kriegen. Doch was sich einmal als erfolgreich erwiesen hat, kehrt häufig wieder: Die Schweizer griffen die Idee der Phalangen wieder auf und bildeten nach griechischem Vorbild ihre „Gewalthaufen", die aber einen entscheidenden Unterschied aufwiesen: Diesmal waren unterschiedliche Waffenarten (Feuerwaffen, Piken etc.) zu finden, wohingegen die Bewaffnung der Phalanx einheitlich war. Solche waffenstarrende Haufen waren auf den europäischen Schlachtfeldern der frühen Neuzeit eine feste Größe.

Und auch Napoleon machte Anleihen bei den Griechen. Seine Soldaten rückten meist in Kolonnentaktik vor. „Eine Kolonne ist schlicht ein Block von Männern", wie es der Schriftsteller Bernard Cornwell beschreibt. Ein französisches Bataillon bestand aus sechs Kompanien, wobei die ersten drei den vordersten Teil und die restlichen den hinteren Teil der Kolonne bildeten und wie ein „Rammbock" auf die gegnerische Formation zumarschierte – ähnlich wie die Phalanx. Doch alles in allem waren dies nur Abwandlungen des antiken Klassikers, der schon in der Schlacht von Pydna unterging. *Alexander Wolf*

HINTERGRUND

Waffen des Legionärs

Neben dem Training und dem Kampf in geschlossenen Formationen sorgte auch die Ausrüstung dafür, dass der römische Legionär der beste Soldat seiner Zeit war. Dabei ist aber auffällig, dass die Römer meist nur Rüstungen und Waffen von anderen Völkern adaptierten. So entspringen etwa die Helme etruskischen und keltischen Vorbildern, ihre Blankwaffen stammen von der iberischen Halbinsel.
Eine der wenigen Militärinnovationen, die originär von den Tibersoldaten stammt, ist der Schienenpanzer. Mit allem drum und dran musste ein Legionär etwa 30 Kilogramm Gepäck mit sich herumtragen – inklusive Schanzzeug, Privatsachen und sonstigem Zubehör.
Die Standardbewaffnung bestand im 1. Jahrhundert aus Rüstung, Schild, Helm, Wurfspeer, Schwert und Dolch.

Elende Schinderei: Millionen Pferde und Maultiere sorgten noch in den beiden Weltkriegen dafür, dass es vorwärts ging – selbst dort, wo motorisierte Fahrzeuge längst versagt hatten. Das Foto zeigt britische Pferde beim Granatentransport 1917 vor Ypern.

Kameraden in Fell und Federn

Sie begnügen sich mit kärgster Kost, sind belastbarer als zehn starke Männer und meutern höchstens für launische fünf Minuten: Tiere im Kriegseinsatz. Ohne sie wären viele Feldherrn gescheitert, und selbst heute werden sie noch gebraucht.

Man kann es wohl „biologische Kriegführung“ nennen: Als sich während des Ersten Weltkrieges Paul von Lettow-Vorbeck und seine Schutztruppe durch die ostafrikanische Savanne kämpften, verfolgt von den Truppen des Britischen Empire, da waren sie ihren Gegnern zahlenmäßig dermaßen unterlegen, dass sie sich Hilfe in der Natur suchen mussten. Sie fanden sie bei der Tsetsefliege, einem Insekt, das neben der Schlafkrankheit auch die für große Säugetiere besonders tödliche Naganaseuche überträgt. Lettow-Vorbeck spekulierte darauf, dass ihm dies einen Vorteil im Kampf gegen seine berittenen Verfolger verschaffen würde. Also lockte er seine Gegner in die Verbreitungsgebiete des Brummers – und war damit überaus erfolgreich: Binnen dreier Wochen verlor eine britische Kavalleriebrigade im Gebiet zwischen Korogwe und Morongoro ihren gesamten Tierbestand – 4000 Pferde und Lastesel. Eine zweite, doppelt so starke Gruppe erlitt wenig später das gleiche Schicksal. Das war im Herbst 1916, und Lettow-Vorbeck sollte seinen Gegnern noch zwei weitere Jahre lang entwischen – auch aufgrund der Hilfe seiner tierischen Verbündeten.

Diese Episode lässt erahnen, wie wichtig der Beitrag der irdischen Fauna zur Kriegführung sein konnte und wie groß das Spektrum der hierfür mobilisierten Arten. Überschaut man die Militärgeschichte, scheint es beinahe so, als sei das Augenmerk der Generäle irgendwann auf nahezu alles gefallen, was jemals schwamm, flog oder auf vier Beinen lief:

So hefteten amerikanische Wissenschaftler während des Zweiten Weltkriegs kleine Brandsätze an Fledermäuse, um diese über japanischen Städten abzuwerfen. Die kleinen Flieger hielten allerdings wenig von irgendwelchen Zielvorgaben: Beim ersten Test in New Mexico suchten sie sich, kaum dass sie aus dem Flugzeug heraus waren, im weiten Umkreis ihre eigenen Verstecke und entflammten unter anderem einen Luftwaffenhangar und einen Generals-Pkw. Für einen zweiten Anlauf versetzte man die Fledermäuse in einen künstlichen Kälteschlaf, in der Hoffnung, dass sie diesmal erst kurz vor dem Boden aufwachen würden. Das taten sie jedoch nicht: Schlafend stürzten die Tiere in den Tod und das Programm wurde gestrichen.

Ein anderes amerikanisches Experiment verfolgte in den 1940er-Jahren die Idee, eine Rakete mit Taubensteuerung zu entwickeln. Dabei sollten eine oder mehrere Tauben, untergebracht hinter einer Linse im Kopf der Rakete, so lange in Richtung des sichtbaren Zieles picken, bis die Rake-

> Die Generäle schielten auf fast alles, was schwamm, flog oder auf vier Beinen lief.

Feine Nase: Im Vietnamkrieg setzte die US-Army Fährtenhunde ein, dieser hörte auf den Namen „Major“. Optimal ausgebildete Hunde können eine kilometerlange Fährte verfolgen, selbst wenn sie mehrere Winkel aufweist und von anderen Spuren gekreuzt wird.

Abb.: picture-alliance (3), Kekator

Geflügelte Boten: Brieftauben waren im Ersten Weltkrieg oft die einzige Möglichkeit, Nachrichten zwischen Front und Etappe zu transportieren (Foto von 1917).

te es erreicht hatte. Die Bewegungen der Taube wurden dabei mechanisch oder elektronisch auf die Flugsteuerung übertragen. Tests waren erfolgreich, doch letztlich gab die US-Marine einem Radargerät den Vorzug.

Ursprünge der Kavallerie

Früher noch, zu Beginn des Ersten Weltkriegs, bedienten sich die Franzosen Papageien, um vor anfliegenden Flugzeugen oder Luftschiffen zu warnen. Da die buntgefiederten Beobachter allerdings nicht in der Lage waren, die Nationalität der gesichteten Fluggeräte zu unterscheiden, ließ man die Vögel wieder Vögel sein.

Wie gesagt, die Liste solch spektakulärer Dienstverpflichtungen ist lang und ließe sich noch fortsetzen. Die überwiegende Mehrzahl der tierischen Waffengenossen versah ihre Aufgaben jedoch im Rahmen von bewährten Traditionen. Zu den Veteranen unter diesen zählt ohne Zweifel das Pferd. Sein erster Einsatz auf dem Schlachtfeld ist vor knapp 4000 Jahren nachgewiesen. Die Menschen der zentralasiatischen Sintashta-Kultur (südlicher Ural) nutzten es jedoch noch nicht als Reittier, sondern spannten es vor ihre Streitwagen. Die Herausbildung einer echten Kavallerie benötigte weitaus länger. Erst feste Reitsättel und Steigbügel ermöglichten den effektiven Einsatz berittener Krieger. Die frühesten Beispiele für beide Erfindungen stammen aus dem chinesischen Raum und datieren auf die Zeit zwischen 200 vor und 300 nach Christus. Erst von dort verbreiteten sie sich nach Westen. Reitervölker wie die Hunnen oder auch die Ungarn errangen anfangs große Siege gegen die europäischen Infanterieheere und auch spätere Geschichten erfolgreicher Ritter- und Kavallerieattacken sind Legion.

HINTERGRUND

Maskottchen

Nicht direkt von taktischem Wert, aber für die Moral der Soldaten oft nicht minder bedeutend ist die hohe Zahl der tierischen Maskottchen. Dazu gehörten nicht nur Hunde und Katzen, sondern auch Wildtiere wie Löwen, Geparden und Antilopen. Eines der bekanntesten ist der Braunbär Wojtek, der 1942 von Soldaten der 22. polnischen Artillerie-Versorgungskompanie adoptiert wurde. In einem Lager im Irak stellte er einen einheimischen Dieb, bei Monte Cassino schleppte er Artilleriemunition. Er brachte es später zum Wappentier seiner Einheit, zum Korporalsrang und zu mehreren ehrenden Statuen.

Der Bär Wojtek brachte es bis zum Wappentier seiner polnischen Einheit. Ab 1947 lebte er im Zoo von Edinburgh, wo er 1963 starb.

Kellner auf vier Beinen: Kein anderes Tier ist im Krieg so vielseitig einsetzbar wie der Hund. Dieser hier diente bei den deutschen Truppen als Meldehund. Er konnte aber auch zwei Essensbehälter von der Feldküche in die vorderen Stellungen bringen – sehr zur Freude dieser beiden hungrigen Infanteristen.

HINTERGRUND

Tierische Orden

Während der gesamten Kriegsgeschichte erhielten Tiere immer wieder menschliche Auszeichnungen wie das Eiserne Kreuz oder das Croix de Guerre zugesprochen. Als ersten und bis heute bedeutendsten spezifisch für Tiere bestimmten Orden stiftete die britische Regierung im Jahr 1943 die sogenannte Dickin Medal. Verliehen wird sie an Tiere, die sich als besonders tapfer oder hingebungsvoll in Kriegs- und Krisengebieten erwiesen haben. Jüngster Empfänger war der Labrador-Spürhund Sasha, der im Rahmen seines Afghanistan-Einsatzes 15 verschiedene Sprengsätze aufspüren konnte und 2008 bei einem Raketenangriff ums Leben kam. Außer ihm gibt es noch 65 weitere Rezipienten.

Auch in den beiden Weltkriegen waren Pferde noch unentbehrlich, insgesamt dienten fast 40 Millionen Pferde, Mulis oder Esel in diesen Kriegen, wenngleich die meisten davon als Zugtiere der Artillerie oder im Tross. Wenn nötig, wurden sie dabei ohne Rücksicht den militärischen Erfordernissen „angepasst“: So wurden in Burma (1942–1945) Tausenden von Lastenmulis die Stimmbänder durchtrennt, damit sie ihre Führer nicht durch zu lautes Brüllen an die Japaner verrieten.

Missbrauchte Kreaturen

Aber auch in anderen Konflikten stand und steht es oft nicht zum Besten um die Bedürfnisse der Tiere: In Afghanistan wurden Esel noch jüngst zu unfreiwilligen Selbstmordattentätern, in der Antike hetzten die Römer brennende Schweine auf feindliche Kriegselefanten. Ähnliches veranstaltete der Kriegsherr Tamerlan (1336–1405) mit seinen Kamelen. Des Weiteren sticht eine makabre Taktik heraus, die im Zweiten Weltkrieg von den sowjetischen Streitkräften angewandt wurde. Dort schnallte man größeren Hunden etwa zehn Kilogramm schwere Sprengsätze um und brachte den Tieren bei, unter einen Panzer zu laufen. Ein einfacher Knickzünder löste dann die tödliche Detonation aus. Das Problem: Die Hunde trainierten an stehenden Panzern. In der Hitze des Gefechts ergriffen sie dann oft die Flucht und mehr als einmal fielen Rotarmisten den Detonationen der eigenen, panischen Vierbeiner zum Opfer. Überdies rochen die deutschen Panzer nach Benzin und nicht nach dem Dieseltreibstoff, den die Minenhunde aus ihren Übungen gewohnt waren.

Im Eichenkranz: Das Oberkommando des Heeres zeichnete vor und während des Zweiten Weltkrieges die „Herrchen“ tapferer Vierbeiner mit großen und kleinen Medaillen aus.

Uralte Tradition: Schon in der Antike waren Tiere auf Kriegsschauplätzen zu finden. Ein Pferd konnten sich in der Regel nur begüterte Männer leisten, die übrigen mussten laufen – wie schon das etruskische Bronzegefäß aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. zeigt (links). Kriegselefanten waren in Europa selten, doch diese Buchmalerei (um 1250) hat das Tier gut getroffen.

Abb.: picture-alliance (3), Sammlung Jörg-M. Hormann (2), Cherubino, Iridescent

Das schreckte die verängstigten Tiere zusätzlich ab. Erspart blieb ihnen die Tortur dennoch nicht: Die Rote Armee blieb zeit ihres Bestehens dem Konzept der Minenhunde treu.

All dies waren grausame Praktiken. Es wundert daher nicht, dass für das dabei und auch anderweitig erlittene Leid zumindest manche Tiere im Nachhinein mit Denkmälern geehrt wurden – zu den neuesten gehört das Animals in War Memorial in London, eingeweiht im Jahr 2004 und gewidmet allen Tieren der alliierten Streitkräfte, die – laut Inschrift – „keine Wahl hatten", sich für ihre Nationen einzusetzen. Auch die Verleihung von Orden und anderen Ehrenzeichen an Tiere war im Verlauf der Kriegsgeschichte kein Tabu (siehe Kasten S. 54).

> In der Antike hetzten die Römer brennende Schweine auf feindliche Kriegselefanten.

Hunde gehörten zu den häufigsten Rezipienten solcher Gunstbeweise, und hierfür mussten sie längst nicht immer das ultimative Opfer bringen. Sie trugen Munition und Verbandsmaterial, zogen (wie in der belgischen Armee 1914) leichte MG-Lafetten, legten Telegrafendrähte, erschnüffelten Minen, bewachten Schützengräben und Unterstände oder jagten Ratten. Die vielleicht wichtigste Verwendung aber war der Botendienst, Usus vor allem im Ersten Weltkrieg: Hierfür wurden die Vierbeiner an die Front gebracht und dort ausschließlich mit Wasser ernährt. Feste Nahrung gab es nur in der Etappe. Da die Hunde dies wussten, liefen sie dorthin zurück, sobald ihr Halter sie entließ – freilich mit einer Botschaft am Halsband und gelegentlich sogar abgedunkelt mit Tarnfarbe.

Schneller als sie waren nur noch die Brieftauben – auch in vielen Kriegen davor. In der Lage, bis zu 100 Kilometer in einer Stunde zurückzulegen und ihren Startpunkt von praktisch jedem beliebigen Ort aus wiederzufinden, wurden sie überall dort verwendet, wo besondere Eile und Zuverlässigkeit gefragt waren. Das galt für Lagemeldungen von der Front ebenso wie für geheime Botschaften verschiedener Spione. Erst die Verbreitung drahtloser Funkgeräte erlöste die Tauben vom Kriegsdienst – freilich im langsamen Übergang: So hatte noch im Zweiten Weltkrieg praktisch jeder britische Bomber eine Brieftaube an Bord, die im Falle eines Absturzes (und somit des Ausfalls des Funkgeräts) den Heimatstützpunkt alarmieren konnte. Mehr als eine Crew retteten die altmodischen Vögel vor dem Ertrinken in der Nordsee.

Höhenflug: Die preußische Medaille für Verdienste um das Militär-Brieftaubenwesen wurde bereits seit 1893 in drei Stufen verliehen. Im Ersten Weltkrieg waren dann weit über 100.000 Tauben an allen Fronten im Einsatz.

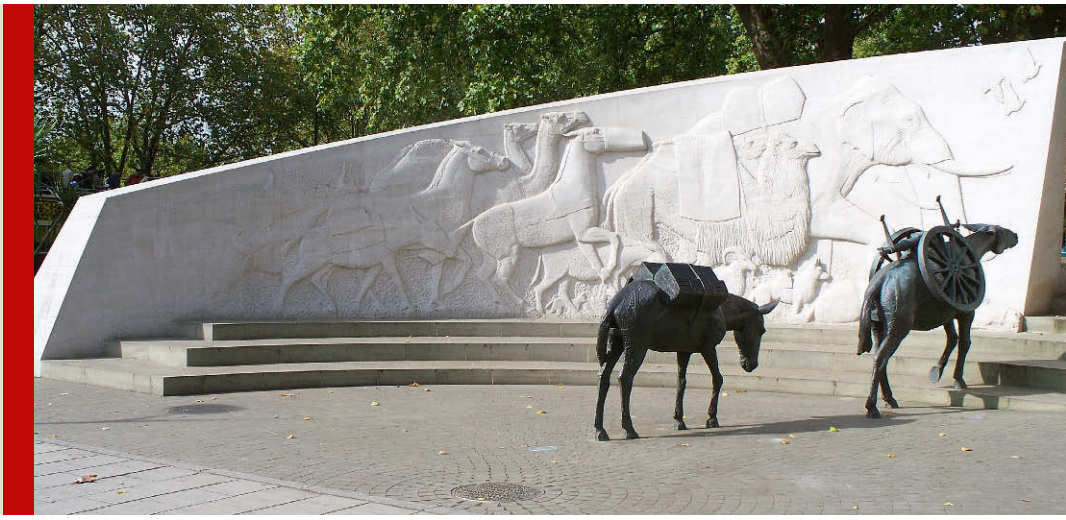
Und noch etwas schätzten die Soldaten an ihren Tauben – wie vielleicht an allen ihren tierischen Kameraden: Sie schlüpften häufig durch die Maschen. Eben weil sie keine Menschen waren, konnten sie eher als diese hoffen, die Schrecken des Krieges hinter sich zu lassen: „Glückliche Taube, die diesem höllischen Ort entkommt!" Diesen Ausspruch überbrachte im Jahr 1916 ein geflügelter Bote in ein kanadisches Hauptquartier. Der Vogel kam direkt von der Front – und es war die einzige Botschaft, die er bei sich trug.

Christian Kättlitz

HINTERGRUND

Späte Ehrung

Bis ins Museum haben es die „tierischen Kameraden" inzwischen geschafft. Im Militärhistorischen Museum der Bundeswehr in Dresden ist ihnen ein eigener Komplex gewidmet (links). Der Besucher begegnet dort einer ungeahnten Artenvielfalt, die vom Schwan über den Tümmler bis zum Kamel reicht. Das 2004 im Londoner Hyde Park enthüllte „Animals in War Memorial" (rechts) geht einen Schritt weiter: Das Denkmal ist allen Tieren gewidmet, die unter alliiertem Kommando in Kriegen und Konflikten eingesetzt wurden.



POLNISCHE LEGIONEN IM ERSTEN WELTKRIEG

Das Ehrenkreuz der Polnischen Legionen („Legiony Polskie“) erhielten alle Kämpfer. In der Mitte prangen die Initialen von Józef Piłsudski.

Im September 1915 marschiert die I. Brigade der Polnischen Legionen in Kowel ein. Die Soldaten sind erschöpft, doch ihr großes Ziel ist erreicht, Polen ist befreit. Ernten konnten sie die Früchte dieses Sieges aber noch lange nicht.

Kampf für ein freies Polen

Gegen den Zaren, für ein neues Vaterland: So lautete die Losung, mit der die Polnischen Legionen an der Seite Österreichs gen Russland marschierten. Zunächst konnten beide Seiten von der Waffenbrüderschaft profitieren, doch bald schlich sich Misstrauen ein – und zwang den polnischen Kommandeur Józef Piłsudski zu einer heiklen Kurskorrektur.

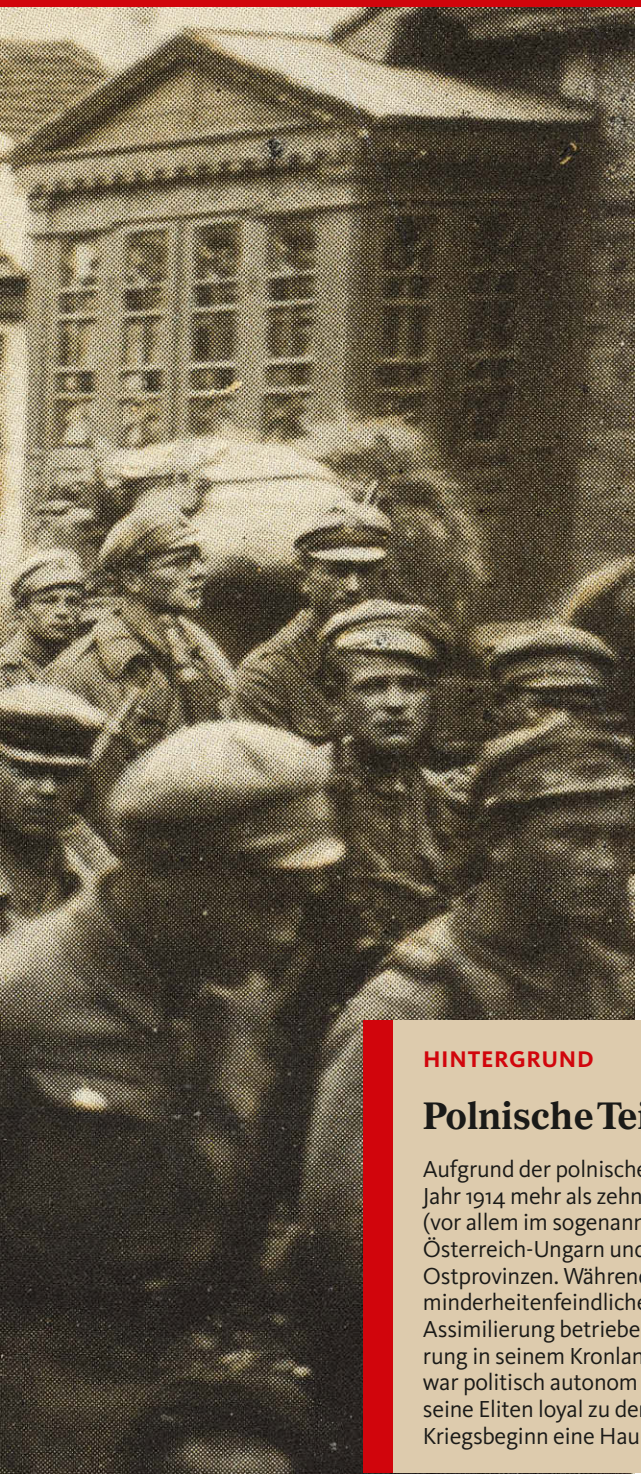


Abb.: picture-alliance, DJPastesz

Als der Erste Weltkrieg begann, dachte in den Hauptstädten Europas noch niemand an eine polnische Armee. Zwar dienten Hunderttausende polnischstämmige Soldaten in den Heeren Russlands, Österreichs und Deutschlands, doch dort fochten sie – ob freiwillig oder gezwungen – natürlich für die Interessen dieser Staaten, nicht etwa für einen eigenen polnischen Staat. Dies tat allein eine kleine Truppe unter österreichischem Kommando; ein idealistischer Haufen, der anfangs kaum mehr war als ein Experiment. Sein Führer – eine Legende: Józef Klemens Piłsudski (siehe Kasten S. 59). Fünf Jahre sibirische Verbannung hatten den Sohn eines verarmten Landadligen zum Russlandfeind gemacht.

Nun terrorisierte die Kampforganisation von Piłsudskis Sozialistischer Partei bereits seit einigen Jahren die Behörden in Russisch-Polen, verübte Anschläge auf deren Vertreter und die Polizei, überfiel Banken und Züge, verbreitete konspirative Literatur. Ziel von allem war die nationale Wiedergeburt, die in erster Linie durch die Befreiung des größten Teilungsgebietes erreicht werden sollte.

Als die Schüsse von Sarajevo fielen, sah Piłsudski die goldene Gelegenheit gekommen: Noch im Juli 1914 bot er sich und seine Männer dem österreichischen Armeeoberkommando (AOK) an – er wollte an die Front. Zwar wusste auch der „Kommandant", wie Piłsudski von seinen Leuten ehrfürchtig genannt wurde, dass seine wenigen Kämpfer dort kaum ins Gewicht fallen würden, doch pries er sie als Initiatoren eines Massenaufstands gegen Moskau. Millionen Polen, versicherte er dem AOK, würden sich ihm anschließen und bald danach als Soldaten die Reihen der Mittelmächte auffüllen. Alles, was er dazu bräuchte, wären ein paar Gewehre und eine freie Hand beim Vormarsch.

> Millionen Polen, so hoffte man, würden sich den Brigaden beim Vormarsch anschließen.

Zwar war man in Wien weit davon entfernt, diesen Optimismus zu teilen, doch wagte man die kleine Investition. Man gewährte Piłsudskis Schützen eine Ladung alter einschüssiger Werndl-Gewehre, etwas Munition und gliederte sie der 7. Kavallerie-Division an. Diese stieß ab 6. August 1914 aus dem Raum Krakau nach Norden vor. In selbst geschneiderten Uniformen zogen knapp 2500 Mann (und einige Frauen) den Österreichern nach, gewiss, in wenigen Tagen zu triumphieren. Doch schon bald trafen die Fronttruppen auf ernsthaften Widerstand; der Vormarsch kam zum Erliegen. Und ungleich schlimmer noch für Piłsudski: Der versprochene Aufstand blieb aus.

HINTERGRUND

Polnische Teilungsgebiete

Aufgrund der polnischen Teilungen im 18. Jahrhundert lebten im Jahr 1914 mehr als zehn Millionen Polen im Russischen Kaiserreich (vor allem im sogenannten „Weichselland"), vier Millionen in Österreich-Ungarn und etwa drei Millionen in den deutschen Ostprovinzen. Während Moskau und Berlin eine ausgesprochen minderheitenfeindliche Politik mit dem Ziel der vollständigen Assimilierung betrieben, gewährte Wien der polnischen Bevölkerung in seinem Kronland Galizien größere Freiheiten. Das Land war politisch autonom und weitgehend polonisiert, dafür standen seine Eliten loyal zu den Habsburgern. Dies sicherte Wien zu Kriegsbeginn eine Hauptrolle in allen polnischen Angelegenheiten.

Kern der Legionen: Józef Piłsudski (8. v. re.) mit seinem Stab vor dem Gouverneurspalast im russischen Kielce. Im August 1914 waren die ersten Legionäre in den Süden von Russisch-Polen vorgestoßen, im September mussten sie sich wieder zurückziehen.

Mützenabzeichen der Polnischen Legionen von 1914. Der auffliegende polnische Adler erhebt sich von einem stilisierten Schild der Legion. Alle späteren polnischen Hoheitsabzeichen lehnen sich – bis heute – an dieses Motiv des aufsteigenden Adlers an.

Sehr zur Bestürzung der polnischen Freiheitskämpfer dachten die Einwohner Russisch-Polens nämlich gar nicht daran, sich in Masse gegen den Zaren zu erheben. „Offenbar", weiß der Polen-Experte Dr. Pascal Trees von der Universität Bonn, „überstieg es die Vorstellungskraft Piłsudskis und seiner Leute, dass beachtliche Teile der dortigen Bevölkerung über Jahrzehnte hinweg so etwas wie eine loyale Haltung gegenüber der russischen Herrschaft entwickelt hatten. Sie sahen die aus Galizien anrückenden Verbände erst einmal mindestens als ungebetene Gäste an."

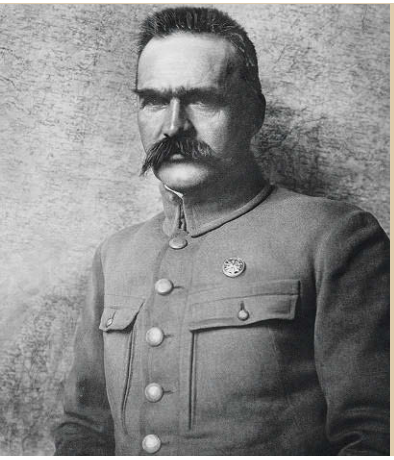
Schwindender Optimismus

Ungebetene Gäste – Invasoren also, denen überdies aus alten Vorkriegstagen noch der Ruf anhaftete, ein umstürzlerischer, sozialistischer Haufen zu sein. Das kam nicht gut an in der ländlichen Provinz, zumal Piłsudskis Schützen sich mangels logistischer Unterstützung durch Wien auch noch aus dem Lande verpflegen mussten. So schwand schnell jeder Optimismus; erst recht, als sich ab Anfang September 1914 die Lage an der Front vollends zugunsten Russlands zu wenden begann. Verbittert mussten die Polen den Rückzug an die galizische Grenze antreten. Ihr Traum schien ausgeträumt – doch dann kam ihnen das Glück zu Hilfe.

Inzwischen nämlich hatte Moskau beschlossen, zum Schaden seiner Feinde ebenfalls den polnischen Nationalismus zu schüren: Am 14. August 1914 versprach der Großfürst Nikolaj Nikolajewitsch den Polen Österreichs und Deutschlands die Vereinigung mit ihren Landsleuten unter russischem Zepter. Der Preis auch hier: ein Aufstand.

Dadurch sahen sich die Mittelmächte nun ihrerseits gezwungen, ihr Werben um die polnische Gunst zu erneuern. Dazu bedurfte es eines besonderen Angebots, und so schlug am 27. August 1914 die Geburtsstunde der Polnischen Legionen. Sie unterstanden österreichischem Befehl, allerdings war die Dienstsprache Polnisch. Aufgestellt wurden zunächst eine sogenannte West- und eine Ostlegion. Jede verfügte über zwei Infanterieregimenter sowie zwei bis drei Kavallerieeskadronen. Das Personal, insgesamt zirca 12.000 Mann, rekrutierte sich aus Offizieren und Mannschaften, die vom Dienst in der k. u. k. Armee freigestellt worden waren. Zwar gelang die Kombination von Piłsudskis radikalen Schützenverbänden mit den anderen, oftmals sehr kronloyalen Regimentern nicht ohne Reibungen, jedoch ließ die Not der Stunde keine Wahl. Die Armee des Zaren war zwischenzeitlich nämlich in Galizien einmarschiert und drohte über die Karpaten nach Ungarn vorzustoßen. Nur unter größten Mühen konnte die russische Offensive im Winter 1914 überhaupt zum Stehen gebracht werden. Piłsudskis Verband, inzwischen die Kerntruppe der Westlegion, leistete hierfür einen wichtigen Beitrag: Im Vorfeld der Schlacht von Limanowa (1.–14. Dezember 1914) konnten die Polen das russische VIII. Korps bei dem Dorf Marcinkowice für mehrere Stunden in Kämpfe verwickeln und so sein rechtzeitiges Eingreifen in die zentralen Kämpfe verhindern. Auch durch diese Verzögerung konnte der Westen Galiziens behauptet werden.

> Piłsudski vollzog 1915 einen Kurswechsel – und agitierte jetzt gegen die Mittelmächte.



ZUR PERSON

Vom Truppenkommandeur zum Staatsoberhaupt

Józef Klemens Piłsudski gilt als bedeutendster polnischer Politiker des 20. Jahrhunderts. 1867 in der Nähe von Vilnius (damals Russland) geboren, genoss er eine konservative patriotisch-polnische Erziehung. Er begann ein Medizinstudium, wurde jedoch aufgrund von Verbindungen in ein radikales Milieu nach Sibirien verbannt. Nach seiner Freilassung 1892 machte er sich den Kampf für die polnische Unabhängigkeit, insbesondere gegen Russland, zur Lebensaufgabe. Ab 1901 befand er sich im österreichischen Exil. Von dort organisierte er Streiks und Guerillaaktionen gegen zaristische Einrichtungen in Russisch-Polen. Im Ersten Weltkrieg avancierte er durch seine Eigenschaften als Truppenkommandeur und eine geschickte Machtpolitik zur Führungsfigur des Unabhängigkeitslagers. Folglich wurde er 1918 zum Staatsoberhaupt und Generalstabschef der Republik Polen berufen. In diesen Funktionen führte er das Land erfolgreich durch den Krieg gegen die Sowjetunion (1919–1921). 1935 verstarb Piłsudski hochgeehrt in Warschau.

Der Erfolg bei Marcinkowice war dabei typisch für die künftigen Kampfhandlungen der Legionen. Schon aufgrund ihrer geringen Personalstärke blieben sie zumeist auf die Sicherung kleiner Frontabschnitte oder auf den Flankenschutz bei größeren Operationen beschränkt. Dabei enttäuschten sie selten die in sie gesetzten Erwartungen. Mit einer frühen Ausnahme: Nach der österreichischen Niederlage in der Schlacht bei Lemberg (7.–11. September 1914) desertierte fast die gesamte Ostlegion. Deren Führer stammten zumeist aus dem nunmehr russisch besetzten Ostgalizien und sahen im österreichischen Heer keine Zukunft mehr für sich. Nur ein kläglicher Rest unter dem später ebenfalls populären Hauptmann Józef Haller hielt der Doppelmonarchie die Treue.

Den Winter 1914/15 nutzte das AOK für eine notwendige Reorganisation. Aus den noch vorhandenen polnischen Verbänden und neuen Freiwilligen wurden nunmehr Brigaden geformt. Die I. Brigade wurde Piłsudski anvertraut und verblieb im Südwesten Kongresspolens, die II. Brigade stand in den östlichen Karpaten. Dort schützte sie unter hohen Verlusten die Übergänge nach Ungarn und nahm an den erfolglosen Entsatzangriffen für die Festung Przemyśl teil.

Die Wende im Osten

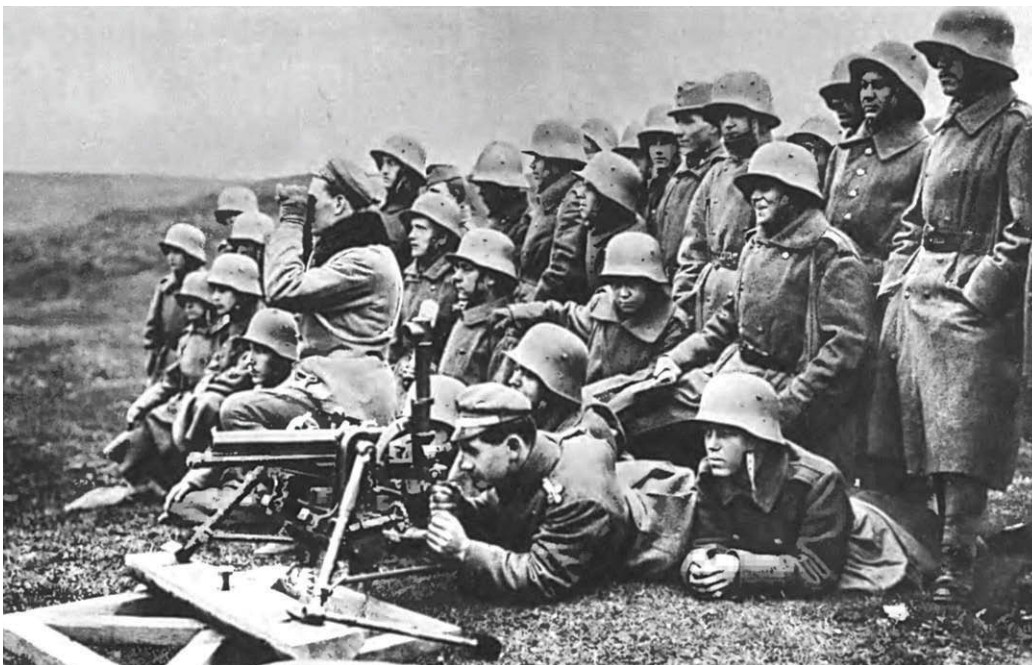
Hatten sich die Österreicher und ihre polnischen Verbündeten bis dahin nur mit Mühe behaupten können, so brachte der Mai 1915 eine wichtige Entlastung: In der Schlacht bei Gorlice-Tarnów (etwa 70 Kilometer südöstlich von Krakau) gelang der deutschen 11. Armee unter Generaloberst von Mackensen ein entscheidender Durchbruch durch die russische Südwestfront: Horrende Verluste sowie eine Frontlücke von 160 Kilometern ließen die russische Verteidigung in den Karpaten und Galizien völlig zusammenbrechen. Bis Ende Juni 1915 war der Großteil des Kronlandes wieder im Besitz der Mittelmächte.

Was jedoch viel wichtiger war: Unter dem Druck der Mittelmächte räumte die Zarenarmee auch die polnischen Gouvernements: Am 5. August 1915 fiel Warschau, am 19. September Vilnius. Die Polnischen Legionen – zwischenzeitlich erweitert um eine III. Brigade – begleiteten den österreichischen Vormarsch im Süden. Anfang August vereinigten sich die drei Brigaden im Raum Lublin und drangen in die russische Ukraine ein. Erst östlich von Kowel wurden sie von einer stabilisierten Abwehrfront zum Halten gezwungen.

Doch die polnischen Unabhängigkeitskämpfer hatten durch die dramatisch neue Lage nicht viel gewonnen. Denn kaum erobert, wurde die ehemalige russische Weichselprovinz erneut aufgeteilt – nämlich in je ein deutsches und österreichisches Generalgouvernement. Was die beiden Großmächte mit ihrer Beute vorhatten, blieb offen. Doch war erkennbar, dass sie sich auf längere Zeit einzurichten gedachten.

Querelen mit Wien und Berlin

Für Piłsudski war all dies Anlass genug für einen politischen Kurswechsel. Er schlussfolgerte, dass er seine Glaubwürdigkeit als polnischer Patriot riskiere, wenn er weiter mit den Mittelmächten kooperierte. Überdies wollte sich der Kommandant um jeden Preis im innerpolnischen Machtkampf durchsetzen, denn viele seiner Landsleute gaben sich mit dem bislang Erreichten zufrieden. Also agitierte er ab dem Herbst 1915 zunehmend gegen seine Verbündeten, zeigte sich widerspenstig gegen Befehle des AOK und stoppte zuletzt sogar die Werbung neuer Rekruten für seine Brigade. Damit löste er in Wien und Berlin Befremden aus – doch nach Kriegsende sollte sich dieses Verhalten für Piłsudski und seine Legionäre auszahlen. „Indem sie bei jeder Gelegenheit ihren Willen zur Eigenständigkeit gegenüber den Mittelmächten herausstrichen“, erklärt



Sturmkompanie des 2. Infanterie-Regiments der Polnischen Legionen in Galizien. Bis auf den MG-Schützen und den Beobachter sind die Soldaten mit Stahlhelmen ausgerüstet.

Abb.: MAx 92, Mathiasrex, Airwolf, Poznaniak

Beim Vormarsch durch Kielce 1914 war die Zukunft der Polnischen Legionen noch völlig offen.

In Warschau erinnerten am 3. Mai 1916 Hunderttausende Menschen an die erste Verfassung Polens von 1791. Ein eigener polnischer Staat – und damit der Traum der Legionäre – schien 1916 in greifbare Nähe gerückt.

Feldmütze eines Offiziers. Bei der czapka-artigen Mütze, auch Rogatywka genannt, übernahm die polnische Legion anfangs die „hechtgraue" Tuchfarbe der österreichischen Mützen und Uniformen.

Pascal Trees, „konnten sie später mit einiger Überzeugungskraft vortragen, schon immer das richtige Ziel mit den richtigen Mitteln verfolgt zu haben."

Doch noch war das Kriegsende fern. Als im Sommer 1916 Rumänien an der Seite der Entente in den Krieg eintrat und die Brussilow-Offensive den Südabschnitt der Ostfront zu überrollen drohte, gerieten die Mittelmächte sogar für kurze Zeit noch einmal in eine ernste Krise. Auch die Legionen selbst standen im Kreuzfeuer: Bei Kostiuchnówka in Wolhynien standen sie geschlossen im Kampf gegen eine vielfache russische Übermacht – ihre schwerste Prüfung im Krieg. In mehrwöchigen Stellungskämpfen und bei insgesamt drei Gegenangriffen erlitten die Polen Verluste von knapp 2000 Mann, sie gehörten jedoch zu den letzten Verbänden, die sich an diesem Frontabschnitt zurückzogen.

Zerrieben von der Politik

AOK und OHL zeigten sich offen beeindruckt – doch die Tage der Legionen waren nun gezählt. Piłsudski nämlich wollte die Notlage der Verbündeten für seinen größten Coup ausnutzen: Gemeinsam mit allen Brigade- und Regimentskommandeuren – er hatte seinen Einfluss zwischenzeitlich auch in den anderen Brigaden erheblich ausbauen können – forderte er die Umwandlung der Legionen in eine autonome polnische Armee und die Bildung einer polnischen Regierung. Im Falle einer Ablehnung dieses Memorandums boten die Unterzeichner ihren Rücktritt an. Doch diesmal ging der Plan des Kommandanten nicht auf: Die Krise an der Ostfront klärte sich und Berlin und Wien lehnten das Ansinnen des renitenten Brigadiers dankend ab. Im September 1916 musste Piłsudski seinen Abschied nehmen – und die Legionen versumpften in politischen Querelen.

Am 5. November 1916 nämlich proklamierten die Kaiser der Mittelmächte für das Gebiet ihrer polnischen Besatzungszonen das sogenannte „Regentschaftskönigreich Polen" – formal eine große Geste, doch in der Realität handelte es sich bei diesem Staat um kaum mehr als ein Feigenblatt. Sein eigentlicher Zweck wurde schon bald klar: Bereits am 9. November, Wochen vor der Ernennung einer echten Regierung, erließen die Militärbehörden den ersten Aufruf zur Bildung einer polnischen Armee. Bis zu einer Million neuer Soldaten hofften die Mittelmächte so für ihre Sache zu gewinnen.

Józef Haller wurde neben Piłsudski zum populärsten Kopf der Legionen. Ab 1914 führte er das 3. Regiment der II. Brigade, die er 1916 als Kommandeur übernahm. Ab Herbst 1918 befehligte er die aus Auslandspolen aufgestellte „Blaue Armee", die dann gegen Deutschland kämpfte.

Doch aus der geplanten Streitmacht, deren Kern die Legionsbrigaden bilden sollten, wurde nichts. Als die Legionäre im Juli 1917 den Eid auf das Regentschaftskönigreich ablegen sollen, welcher sie auch auf ein Bündnis mit den Mittelmächten verpflichtet hätte, verweigerten zwei Drittel der Soldaten den Schwur. Daraufhin hatten Wien und Berlin endgültig genug: Die I. und III. Brigade wurden aufgelöst, die Eidverweigerer entweder interniert oder zwangsweise in andere Formationen eingegliedert. Piłsudski wurde als Kopf hinter der Verschwörung angesehen und in Festungshaft gesetzt. Aus dieser entließ man ihn erst im November 1918.

Übrig blieb einzig die II. Brigade. Józef Haller, nunmehr Oberst und deren Kommandeur, hatte sich loyal zum Regentschaftsrat erklärt. Seine Einheit kämpfte noch einige Monate an der Ostfront. Als sich jedoch abzeichnete, dass die Deutschen im Zuge der Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk einige polnische Gebiete an die neu zu gründende Ukraine abtreten würden, war auch er bedient. Im Februar 1918 ließ Haller seine Brigade geschlossen auf die andere Seite marschieren. Verbunden mit einigen polnischen Soldaten der ehemaligen Zarenarmee schlug er eine letzte Schlacht gegen die deutschen Truppen bei Kaniów (Zentralukraine), dann floh er nach Frankreich.

Nach 1918 gehörten die ehemaligen Kämpfer zur Elite der Polnischen Republik.

Damit hatten die Legionen ihr Ende gefunden – doch nicht für lange. Bald schon sollten sich ihre ehemaligen Kämpfer – wiedervereint in der Armee der Polnischen Republik – an der Front im Krieg gegen die Sowjetunion wiederfinden. Und nicht nur dort. Mit dem politischen und moralischen Kapital, das sie bis 1918 gesammelt hatten, gehörten die ehemaligen Legionäre zur Elite des Polnischen Staates ebenso wie der späteren Heimatarmee oder auch der Londoner Exilregierung. Selbst unter den Marschällen der Volksrepublik Polen waren sie noch zu finden. In Systemen und Organisationen also, die so unterschiedlich waren wie die Legionäre selbst. Doch sie alle standen für ein Polen, das es ohne jene Patrioten der ersten Stunde vielleicht niemals gegeben hätte.

Christian Kättlitz

Abb.: picture-alliance, Sammlung Jörg M. Hormann (2), MAx 92

Schlachten, Technik, Feldherren

Das neue Heft ist da. Jetzt am Kiosk!

Online blättern oder Abo mit Prämie unter:
www.clausewitz-magazin.de/abo

GeraMond Verlag GmbH, Infanteriestraße 11a, 80797 München

MAGAZIN

EXTRA-TIPP der Redaktion

Klaus-Jürgen Bremm

Die Schlacht

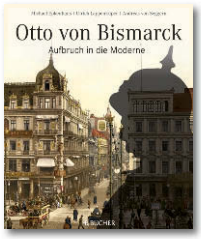
Ein weiteres Buch über Waterloo, die berühmteste Schlacht der Welt? Aber ja – wenn man es so macht wie der Militärhistoriker Klaus-Jürgen Bremm. Bei ihm dreht sich nicht alles um Napoleon, Wellington und Blücher, er nimmt auch die Perspektive der einfachen Soldaten ein und lässt den Leser dicht am Geschehen teilhaben. Von der Vorgeschichte über die Darstellung der Schlacht bis zur Analyse ihrer Folgen reicht der Bogen dieser Erzählung, die bei aller Präzision auch noch anschaulich formuliert ist.
256 S., Theiss Verlag, 2015, 24,95 Euro

Jens Müller-Bauseneik
Verantwortlicher Redakteur

NEUE BÜCHER

Abb.: „Otto von Bismarck", Bucher Verlag (3)

Ikone: Bismarck wurde nicht nur geschätzt, er war auch ein beliebtes Ziel für Karikaturisten (unten). Nach seinem Tod sollten zahlreiche Bismarcktürme an den Reichskanzler erinnern (links).

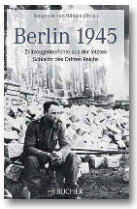


Michael Epkenhans, Ulrich Lappenküper, Andreas von Seggern: Otto von Bismarck – Aufbruch in die Moderne, Bucher Verlag, 2015, 168 Seiten, 29,99 Euro

Michael Epkenhans u. a.

Otto von Bismarck

2015 dürfen wir uns auf viele TV-Dokus und neue Bücher zum Thema „Bismarck" freuen. 200 Jahre liegt sein Geburtstag nun zurück, und noch immer wirft der „Eiserne Kanzler" seinen Schatten auf das 19. Jahrhundert. Egal, aus welcher politischen Richtung kommend man sein Handeln interpretiert, Bismarck bleibt der überragende Staatsmann dieser Epoche, die zugleich ein Aufbruch in die Moderne war. Diesen Aspekt trägt das hier vorgestellte Buch nicht nur im Titel, es macht ihn auch zum Ausgangspunkt der gesamten Darstellung. Denn es geht über eine bloße Beschreibung von Bismarcks Leben und Wirken weit hinaus, indem es ihn in den Rahmen seiner Epoche stellt. Gesellschaft und Politik, Staatenwelt und Alltagserfahrungen unterlagen einem rasanten Wandel; Bismarck hat vieles davon beeinflusst, aber er wurde natürlich auch selbst vom Strom der Entwicklungen mitgerissen. Diesem Buch gelingt es, all diese Faktoren in knappen Kapiteln zu erläutern, kurzweilig und ausgesprochen bildstark. Auch wer sich eher allgemein für das 19. Jahrhundert interessiert, wird diese ungewöhnliche Biografie mit Gewinn lesen.



Bengt von zur Mühlen (Hrsg.)

Berlin 1945

Deutsche und sowjetische Soldaten erzählen, wie sie in den Ruinen von Berlin um jeden Meter kämpften; Zivilisten schildern in Tagebüchern das Gefühl ihrer Ohnmacht; Tagesmeldungen der Roten Armee berichten vom Verhalten der Bevölkerung … Die hier gesammelten Zeitzeugenberichte vermitteln ein umfassendes Stimmungsbild aus der letzten Schlacht des Deutschen Reichs.
502 S., Bucher Verlag, 2014, 29,90 Euro

Jens Westemeier

Himmlers Krieger

Joachim Peiper war im Dritten Reich ein »Vorzeigeoffizier« der Waffen-SS; er war Himmlers Adjutant und später Regimentskommandeur in der 1. SS-Panzerdivision Leibstandarte Adolf Hitler. Wie konnte so einer nach 1945 bei Porsche in die Nähe der Chefetage aufrücken? Jens Westemeier beleuchtet in seinem preisgekrönten Buch die zwei Karrieren des Joachim Peiper, demontiert dessen Mythos und zeigt, wie und warum die junge Bundesrepublik gegenüber NS-Verbrechern eine Politik des „Vergessens" betrieb.
882 S., Schöningh Verl., 2015, 98 Euro

Wolfgang Gückelhorn, Detlev Paul

Eisenbahnartillerie

Mit dieser reich bebilderten Dokumentation liegt eine „Einsatzgeschichte der deutschen Eisenbahnartillerie 1940–45" vor. Neben der obligatorischen Darstellung der technischen Aspekte informieren die Autoren über Einsatzgebiete, erklären, wie die Geschütze bedient wurden, wo sie nach dem Rückzug der Wehrmacht geblieben sind und wo man heute noch ihre Spuren findet.
288 S., Helios Verlag, 2014, 48 Euro

Ohne Betäubung mussten sich die Landsknechte „operieren“ lassen.

DAS MILITÄRHISTORISCHE STICHWORT

Feldscher

Ausgebildete Militärärzte, die sich um verwundete Soldaten kümmern? Davon konnten die Kriegsteilnehmer früherer Jahrhunderte nur träumen. Stattdessen mussten sie mit einem Feldscher vorliebnehmen. Dabei handelte es sich um Wundärzte, die seit dem ausgehenden Mittelalter bei den Landsknechten und später auch bei den stehenden Heeren zu finden waren. Ein Feldscher (auch „Feldscherer“) war meist bei einem Bader, einem Bart-Scherer oder Hufschmied in die Lehre gegangen; manche konnten auch anatomische Grundkenntnisse vorweisen, die sie sich bei den Scharfrichtern abgeguckt hatten. Derart „ausgebildet“ kümmerten sie sich hauptsächlich um äußere Verletzungen: Sie ließen kranke Soldaten zur Ader, legten Verbände, brannten Wunden mit einem glühenden Eisen aus, amputierten Gliedmaßen oder zogen Pfeile und Kugeln aus offenen Wunden. Von innerer Medizin hatten diese Männer keine Ahnung, dafür war der akademisch geschulte Medicus zuständig. Aber seit dem frühen 18. Jahrhundert wurden auch die Feldscher an chirurgischen Lehranstalten auf ihre Tätigkeit vorbereitet, wodurch sich ihr Ruf erheblich verbesserte. Und bald konnten sie in vielen Armeen sogar in die Offiziersränge aufsteigen. Als „Regimentschirurgus“ hatten sie nun ihrerseits nicht akademisch ausgebildete Wundärzte unter sich, die als Kompaniefeldscher den einfachen Sanitätsdienst versahen. Erst im 19. Jahrhundert wurde diese Zweiteilung im Zuge der vereinheitlichten medizinischen Ausbildung abgeschafft. Seither dienen umfassend gebildete Truppenärzte beim Militär. *JMB*

Abb.: picture-alliance, Stiftung Topographie des Terrors (2)

MUSEUM AKTUELL

1945: Die letzten Kriegsmonate

Als die alliierten Bodentruppen vor 75 Jahren auf das Gebiet des Deutschen Reiches vordrangen, fanden sie eine Trümmerwüste vor – aus der ihnen immer noch energischer Widerstand entgegenschlug. Die NS-Führung hatte den Kampf bis zum letzten Blutstropfen befohlen; jeder Ort sollte sich in eine Festung verwandeln, gleichgültig, was dies für die Zivilbevölkerung bedeutete. Hitler war ohnehin zu der Überzeugung gelangt, dass das deutsche Volk im Falle einer Niederlage sein Daseinsrecht und damit sein Recht auf Zukunft verspielt hätte. Folgerichtig sollte die Wehrmacht bei ihrem Rückzug nichts als „verbrannte Erde“ hinterlassen.
Und in all diesem Chaos waren überzeugte Nazis unterwegs, die ihre Landsleute mit offenem Terror zum Durchhalten zwangen.
So richtig dieses Bild auch ist, es zeigt doch nur die halbe Wahrheit. Denn überall schwand die Solidarität mit dem untergehenden NS-Staat – und dies ermöglichte eine immense Bandbreite unterschiedlichen Handelns. Wie das im Einzelnen aussah, zeigt noch bis zum 25. Oktober 2015 eine Sonderausstellung der Stiftung Topographie des Terros in Berlin. Gestützt auf Informationstafeln mit Fotos, Dokumenten und Begleittexten erzählt sie von der Lebenswirklichkeit in einem Land, das im Frühjahr 1945 zwischen Fanatismus, Resignation und purer Selbstbehauptung schwankte. *JMB*

Stiftung Topographie des Terrors, Berlin
Täglich geöffnet von 10–20 Uhr
Weitere Informationen: www.topographie.de

Die Ausstellung konfrontiert den Besucher mit dem Elend in Ruinen.

Ein kleiner Junge mit traurigem Blick: Sinnbild für das Leid der Zivilbevölkerung, aber auch für die Chance auf eine bessere Zukunft Deutschlands.

NEUE WACHE, BERLIN

Wachdienst unter Linden

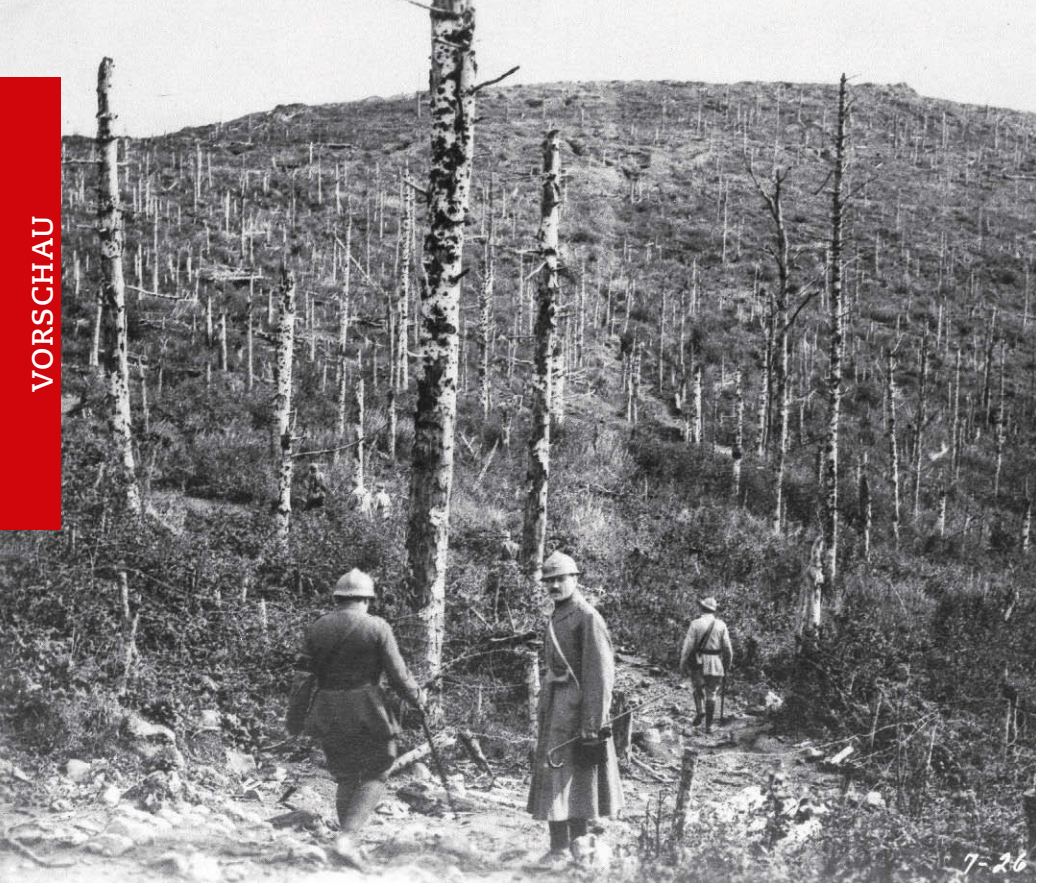
Seit fast 200 Jahren wird in Berlins Mitte an Kriegsopfer gedacht. Das Militär gab dort lange den Ton an.

Und da sage noch einer, früher wäre es in unseren Städten ruhiger zugegangen. Beim Vergleich der beiden Fotos scheint das zumindest für die Neue Wache in Berlin nicht zuzutreffen. Um 1900, als diese Aufnahme entstand, herrschte reges Treiben auf der Straße „Unter den Linden“. Und wer an dem klassizistischen Bau vorbeikam, konnte die Soldaten bewundern, die tagtäglich in zwei Reihen vor dem Säulenportal Aufstellung genommen hatten. Seit 1818 diente der von Schinkel entworfene Solitär als Wachhaus für die Wache des Königs und als Gedenkstätte für die Gefallenen der Befreiungskriege. Nach 1918 war der Bau, vor dem jetzt zwei Polizisten standen, den Gefallenen des Ersten Weltkriegs gewidmet. In der NS-Zeit gab es hier eine militärische Doppelwache. Doch erst die DDR-Führung ließ 1962 das preußische Ritual des „Großen Wachaufzugs“ wieder aufleben, bei dem mittwochs und an hohen Feiertagen eine Ehrenkompanie mit klingendem Spiel aufmarschierte. Seit 1990 muss die Neue Wache, in der heute der „Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft“ gedacht wird, ganz ohne Soldaten auskommen.

Abb.: picture-alliance, Jan Arkesteijn

Kaisers Zeiten: Mit geschultertem Gewehr präsentieren sich die Soldaten vor der Neuen Wache den vorbeiströmenden Berlinern. Um 1900 gehörte die Straße „Unter den Linden“ noch den Fußgängern und Pferdefuhrwerken.

VORSCHAU



TITELTHEMA

Der Hartmannsweiler Kopf

Ab Ende 1914 kämpften Franzosen und Deutsche mit aller Härte um eine strategisch wichtige Bergkuppe in den Südvogesen. Zehntausende verloren dabei ihr Leben.

Abb.: picture-alliance (2), Anderson

Sturmgeschütz III

Dieses Waffensystem machte die Erfolge der deutschen Sturmartillerie erst möglich: Lesen Sie alles über Entwicklung und Einsatz des Sturmgeschützes III.

Die „Hessen" in Amerika

Warum deutsche Soldaten an fremde Fürsten verliehen wurden – und sich im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg auf beiden Seiten wiederfanden.

Lieber Leser,
haben Sie Fragen oder Anregungen zu Ihrem MILITÄR & GESCHICHTE? Dann schreiben Sie mir – und empfehlen Sie uns gern weiter.

Ihr verantwortlicher Redakteur
MILITÄR & GESCHICHTE
Jens Müller-Bauseneik

DAS NÄCHSTE HEFT erscheint am 4. Mai 2015
... oder schon 2 Tage früher im Abonnement mit
bis zu 7 % Preisvorteil und Geschenkprämie, z. B. ein Modell des Panzers „Tiger"

Nr. 80 | 03/2015 | April–Mai 2015 | 14. Jahrgang

Militär & Geschichte

www.militaer-und-geschichte.de

Herausgeber Dr. Guntram Schulze-Wegener

Redaktionsanschrift
MILITÄR & GESCHICHTE
Infanteriestraße 11a, 80797 München
Tel. +49 (0) 89 / 13 06 99. 720
Fax +49 (0) 89 / 13 06 99. 700
redaktion@militaer-und-geschichte.de

Redaktion Markus Wunderlich (Chefredakteur Luftfahrt, Geschichte, Schifffahrt und Modellbau), Jens Müller-Bauseneik M.A. (Verantwortlicher Redakteur)

Wissenschaftlicher Beirat Prof. Dr. Jürgen Angelow, Dr. Jörg Hillmann, Dr. Alexander Jordan, Dr. Heinrich Walle, Dr. Jann Markus Witt

Produktion/Chef vom Dienst Christian Ullrich

Layout Ralf Puschmann (Ltg.), Sebastian Dreifke

Leserservice, Kundenservice, GeraMond-Programm
Tel. 0180 – 532 16 17 (14 Cent pro Minute)
Fax 0180 – 532 16 20 (14 Cent pro Minute)
leserservice@militaer-und-geschichte.de

Gesamtanzeigenleitung
Rudolf Gruber, Tel. +49 (0) 89.13.06.99.527
rudolf.gruber@verlagshaus.de

Anzeigenleitung MILITÄR & GESCHICHTE
Helmut Gassner Tel. +49 (0) 89.13.06.99.520
helmut.gassner@verlagshaus.de
www.verlagshaus-media.de

Es gilt **Anzeigenpreisliste** Nr. 25 vom 1.1.2015

Litho ludwigmedia, Zell am See, Österreich
Druck Stürtz, Würzburg

Verlag
GeraMond

GeraMond Verlag GmbH
Infanteriestraße 11a, 80797 München
www.geramond.de

Geschäftsführung Clemens Hahn
Herstellungsleitung Olaf Wendenburg
Leitung Marketing und Sales Zeitschriften Andreas Thorey
Vertriebsleitung Dr. Regine Hahn
Vertrieb/Auslieferung Bahnhofsbuchhandel, Zeitschriftenhandel: MZV, Unterschleißheim

Im selben Verlag erscheinen außerdem:
Clausewitz · SCHIFFClassic · FLUGZEUG CLASSIC

AUTO CLASSIC
TRAKTOR CLASSIC
FLUGMODELL
SCHIFFSMODELL
BAHN EXTRA
LOK MAGAZIN
STRASSENBAHN MAGAZIN
MODELLFAN

Preise: Einzelheft € 4,20 (D), € 4,90 (A), SFR 8,40 (CH), € 5,80 (I), € 4,90 (BeNeLux) (bei Einzelversand jeweils zzgl. Versandkosten); Jahresabonnement (6 Hefte) € 23,40 (inkl. Mehrwertsteuer, im Ausland zzgl. Versandkosten).

Die Abogebühren werden unter der Gläubiger-Identifikationsnummer DE63ZZZ00000314764 des GeraNova Bruckmann Verlagshauses eingezogen. Der Einzug erfolgt jeweils zum Erscheinungstermin der Ausgabe, der mit der Vorausgabe ankündigt wird. Den aktuellen Abopreis findet der Abonnent immer hier im Impressum. Die Mandatsreferenznummer ist die auf dem Adressetikett eingedruckte Kundennummer.

ISSN: 2199-1545

Erscheinen und Bezug:
MILITÄR & GESCHICHTE erscheint zweimonatlich. Sie erhalten MILITÄR & GESCHICHTE in Deutschland, in Österreich und in der Schweiz im Bahnhofsbuchhandel, an gut sortierten Zeitschriftenkiosken, im Fachhandel sowie direkt beim Verlag.

© 2015 by GeraMond Verlag München. Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Durch Annahme eines Manuskripts erwirbt der Verlag das ausschließliche Recht zur Veröffentlichung. Für unverlangt eingesandte Fotos und Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Gerichtsstand ist München.

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt: Jens Müller-Bauseneik M.A.; verantwortlich für die Anzeigen: Helmut Gassner; beide Infanteriestraße 11a, 80797 München.

Dieses Heft enthält historische Abbildungen aus der Zeit der nationalsozialistischen Diktatur, sie können Hakenkreuze oder andere verfassungsfeindliche Symbole beinhalten. Soweit solche Fotos in diesem Heft veröffentlicht werden, dienen sie zur Berichterstattung über Vorgänge des Zeitgeschehens und dokumentieren die militärhistorische und wissenschaftliche Forschung. Diese Publikation befindet sich damit im Einklang mit der Rechtslage in der Bundesrepublik Deutschland, insbesondere § 86 (3) StGB. Wer solche Abbildungen aus diesem Heft kopiert und sie propagandistisch im Sinne von § 86 und § 86a StGB verwendet, macht sich strafbar! Redaktion und Verlag distanzieren sich ausdrücklich von jeglicher nationalsozialistischer Gesinnung.

GeraNova Bruckmann Verlagshaus

Riesen aus Stahl

GeraMond Verlag GmbH, Infanteriestraße 11a, 80797 München

Jetzt am Kiosk oder unter:

www.clausewitz-magazin.de

alino

MILITARIA Auktion

Wir machen MEHR aus Ihren Schätzen!

Wir suchen für unsere Auktionen

Militaria von 1871 - 1945, Orden, Ehrendolche, Blankwaffen, Säbel, Pickelhauben, Helme, Mützen, Fotos, Fotoalben, Uniformen, Reservistika, historische und zeitgeschichtliche Sammlungsstücke.
Weitere Sammelgebiete:
altes Spielzeug, antiker und moderner Schmuck, Silber, Damen- und Herrenarmbanduhren, Münzen, Varia.

Das ist der Hammer!

Sie zahlen 0% Provision

Jeder eingelieferte Artikel ab 500 EUR ist **provisionsfrei!**

Außer einer Losgebühr von **12,50 EUR** (zzgl. MwSt.) entstehen keine weiteren Kosten.

Neue Einlieferungen nehmen wir ab sofort an !

- Wir garantieren eine professionelle, kompetente Durchführung
- Der komplette Katalog ist über das Internet weltweit verfügbar
- Internationale Sammler sind unsere Kunden
- Hervorragende Zuschlagspreise für Ihre Objekte

Unser Service für SIE

Wir sind spezialisiert auf die Auflösung von Sammlungen, Museen, Nachlässen, Erbschaften, Raritäten und wertvollen Einzelstücken.
Gerne holen wir Ihre Sammlung ab. Katalog unter www.alino-auktionen.de

alino AG Auktionen | Robert-Bunsen-Str. 8 | D-67098 Bad Dürkheim
Telefon: + 49 (0) 6322 - 95 99 70 | Telefax: + 49 (0) 6322 - 95 99 65
E-Mail: info@alino-auktionen.de | Internet: www.alino-auktionen.de

@lino AG Auktionen